

SONDERHEFT: OSTDEUTSCHE ÜBERSETZER

487040

Weltland

Zeitschrift für die Kultur
der Ostdeutschen

III. JAHRG. / II. NOV.-HEFT 1920

BCU Cluj / Central University Library Cluj

INHALT:

ST. v. HANNENHEIM	DER AUFSTIEG. ROMAN
JOHANN ARANY	DIE WELT. GEDICHT
N. DAVIDESCU	DER BEICHTGER DON QUIXOTES'
VASILE ALECSANDRI	HODSCHA MURAD PASCHA
W. KARATSCHAROW	VERLEUGNUNG
KULTURFRAGEN KRITIK DES TAGES LITERATUR THEATER, MUSIK UND VORTRAGSWESEN SCHACHPROBLEME	
BILDERBEILAGE: INNENRÄUME DER MODERNEN BÜCHEREI HERMANNSTADT	

BEI W. KRAFFT HERMANNSTADT

herausgegeben von der Modernen Bücherei

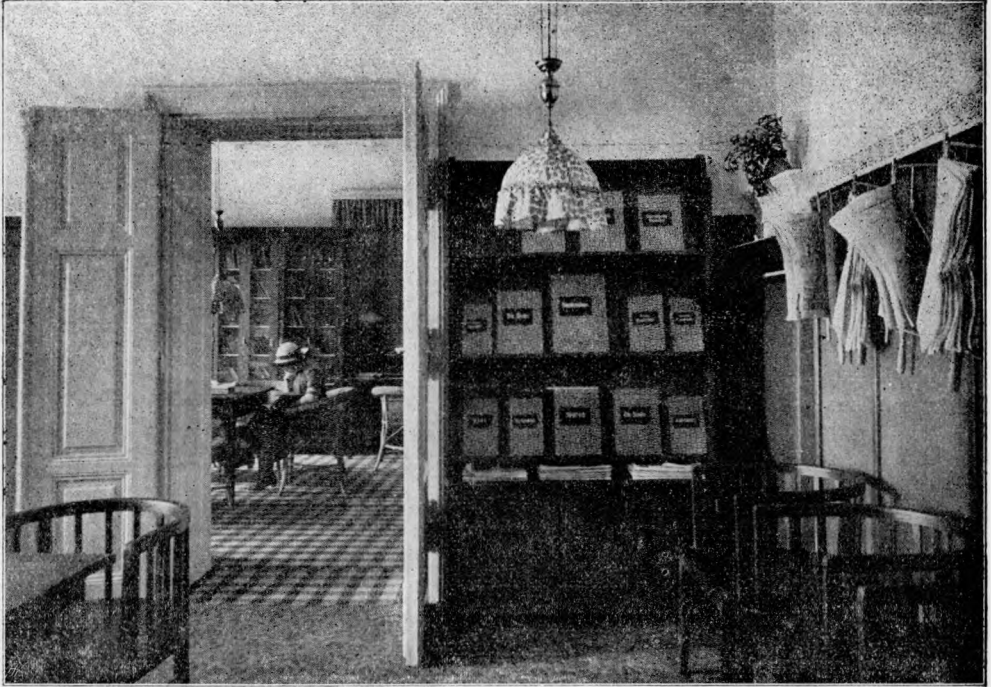
„Ostland“

Zeitschrift für
die Kultur der
: Ostdeutschen:



Herausgegeben von der:
Modernen Bücherei
Geleitet von Dr. R. Csaki

„Ostland“ erscheint monatl. zweimal
und ist zu beziehen durch
alle Buchhandlungen, Zeitungsversehriffe und
durch den Verlag W. Krafft in Hermannstadt
Preis: Dauerbezug L 4.50, Einzelverkauf L 5



Moderne Bücherei Hermannstadt: Leseraum.



Moderne Bücherei Hermannstadt Konversationsraum.

Ostland

Zeitschrift für die Kultur der Ostdeutschen

Jahrg. III.

Zweites Novemberheft

1920.

Der Aufstieg

Roman von St. v. Hannenheim

XIV. (Fortsetzung.)

Als Rängel am folgenden Tage anlautete, wurde ihm nicht geöffnet. Er wartete einige Augenblicke, dann entfernte er sich. Aus dem Park blickte er zu den Fenstern hinauf; sie kamen ihm wie ungeheurere, erloschene Augen vor, die ins Dunkel starren.

Er setzte sich auf eine Bank, von wo aus er die Fenster des Redakteurs beobachten konnte. Er wartete hier, daß dahinter ein Licht angehen würde. Es schien als wartete er auf einen Stern, der am Firmamente aufsteigen sollte und der verborgen blieb, weil den Himmel schwarze Wolken deckten.

— Was geht hinter den dunkeln Fenstern vor? fragte er sich.

Er stützte den Kopf mit beiden Händen.

— Warum ist die Türe stets für mich verschlossen? Was hat Runz gegen mich? Warum ist er so verändert? Ich will den Menschen aus dem Sumpf der Kleinstadt reißen, in dem er stecken geblieben ist... und er... Unbegreiflich und empörend zugleich!... Und warum ist Maud plötzlich ausgeblieben?... Warum?... Und seit jener Zeit ist Runz so verändert.. Da ist ein Zusammenhang... Daß so vieles anders geworden ist, da steckt Maud dahinter!

Er blickte abermals zu den Fenstern auf. Sie blieben dunkel. Doch Rängel war es, als beginne er dahinter klar zu sehen.

— Seine Frau ist nicht zu Hause, darin hat Runz wahr gesprochen. Und es wundert mich nicht: die beiden leben neben einander, wie zwei Schatten... Doch er arbeitet nicht im Kabinett der Stadtbibliothek, wie er sagte. Er sitzt im Speisezimmer... mit Maud... im Dunkeln... das ist klar... Ich komme dem zweiten Abenteuer Mauds auf die Spur, wie ich das erste entdecken mußte.

Ein unbändiges Bedürfnis bemächtigte sich seiner, Gewißheit zu erlangen. Doch wie? Da gab es keine Fensterläden, keine Spalten, die erleuchtet waren. Da gab es bloß eine verschlossene Türe und dunkle Fenster im zweiten Stock.

Doch er wurde sich seiner Sache um so sicherer.

— Jawohl, die beiden lieben sich. Weshalb sprach sie so wenig, wenn Runz dabei war und warum ist er so verstört? Sie lieben sich, er der Musternabe und sie, Maud, die ich naiv ihm zugeführt habe... Er wäre ja ein Dummkopf, wenn er die Gelegenheit nicht ausnützen würde, die ich ihm geboten habe... Maud ist für ihn das große, langersehnte Erlebnis... Er handelt, wie ich ihm geraten habe,

er handelt endlich doch . . . Aber er handelt gegen diejenigen, die für ihn gearbeitet haben, rücksichtslos, aber in Ruhe, mit Sammlung . . .

Und Kärigel ließ die Hände fallen. Doch das Blut schoß ihm auß neue in den Kopf.

— Aber so leicht wirst Du mir nicht nehmen, was ich mir mit soviel Leiden erworben habe! Nein, mein lieber Herr Redakteur, mein lieber Freund, mein lieber . . . Mäzen, wir sind noch nicht zu Ende . . . wir fangen erst an. Jetzt kommt erst das große Erlebnis . . . Doch warum habe ich den Menschen in mein Geheimnis eingeweiht! rief Kärigel aus.

Einige Augenblicke lang dachte er daran, irgend einen Gewaltakt auszuführen, doch er wußte nicht welchen. So beruhigte er sich wieder und betrachtete von seinem versteckten Platz aus die Spaziergänger, die in einer Entfernung von ungefähr 20 Schritten, hinter stämmigen Linden auf und niedergingen. Sie traten, für wenige Sekunden, in das matte Licht der spärlichen Straßenlampen ein, dann verschwanden sie wieder im Dunkel, aus dem sie gekommen waren.

Zigeunermusik ertönte aus dem Innern eines hell erleuchteten Cafés. Mit den schmachtenden Tönen der Geigen vermischten sich von Zeit zu Zeit die schmetternden Klänge der Blasinstrumente eines Tingeltangels. Ein Kranz von elektrischen Birnen spielte am Eingang des Vergnügungslokals in allen Farben. Das Publikum strömte hinzu, unwiderstehlich angezogen von den schreienden Farben und den grellen Klängen.

Kärigel unterhielt sich, darüber abfällige Bemerkungen zu machen:

— Merkwürdig! All die Leute suchen in einem ganzen Wust von Geschmacklosigkeiten, bei all dem Stumpfsinn einen Sinn des Lebens . . . Und sie finden ihn . . . Die Philosophen suchen ihn vergebens . . .

Und er lachte selber bitter über die Bemerkungen, die er machte.

Zu wiederholten Malen wollte er sich von der Bank erheben, doch er konnte nicht: er fühlte sich an seinem Platz wie angewachsen, wie angefroren. Er fühlte sich versucht, noch einmal die Treppe zu Runz hinaufzusteigen, doch er sagte sich:

— Nein, es gilt Zurückhaltung zu bewahren. Distanz zu halten . . . Ich muß mich teuer geben . . .

Und Georg Kärigel starrte bewegungslos vor sich hin. Bloß in seinem Gesichte zuckte es von Zeit zu Zeit. Plötzlich leuchteten seine Augen wie galvanisiert auß neue auf. Er blickte scharf auf einen Laternenpfahl.

— Der Mann dort muß mir bekannt sein, dachte er.

Doch der Mann verschwand wieder im Dunkel. Kärigel erhob sich von seinem Platze. Der Mann erschien wieder im Lichtkreis einer Laterne.

Ah, jetzt erkenne ich ihn am Hut, am Gang; es ist der Maler . . . Und er ist nicht allein . . .

Der Maler verschwand wieder im Dunkel. Kärigel ging ihm nach.

— Es ist unmöglich! rief er auß. Es ist unmöglich!

Und er begann zu zittern, als ob er jetzt erst die Kälte spüre.

— Es ist Maud, es ist Maud! . . . Maud und der Maler, der Maler und Maud . . . Sie sind wieder zusammen! . . .

Die beiden gingen einträchtig mit einander, sie plauderten, sie lachten, wie Leute, die sich verstehen, die sich lieben, oder glauben sich zu lieben.

— Es geht wieder am anderen Ende an, sagte sich Kärigel.

Und ich sitze im Park und starre zu den dunkeln Fenstern hinauf, hinter denen ich niemals etwas entdecken werde . . . Da wäre es mir doch lieber, Maud säße dort oben im Speisezimmer . . . bei Runz . . .

im Dunkeln . . . Das wäre wenigstens etwas Neues, ein Fortschritt . . . So aber bleibt alles beim Alten.

Doch er hatte im Augenblick einen Plan gefaßt:

— Ich gehe den beiden nach. Wenn der Maler Maud bei Karla abgeliefert hat, spreche ich ihn an: „Mein Herr, ich dulde nicht, daß Sie eine Dame kompromittieren, die weder Eltern noch Bruder hat, für die ich deshalb eintrete! . . .“ Er wird darauf hoffentlich antworten, ich werde ihn herausfordern und schließlich kalten Blutes niederschleßen.

Er fand eine Genugtuung bei dem Gedanken, daß er endlich seine Gefühle in Handlung, in Wirklichkeit umsetzen könne.

Doch da sah er wie der Maler einer älteren Dame die Hand küßte; die Unbekannte trat zwischen Maud und den Maler. Sie gingen alle drei einträchtig zusammen weiter.

— Das ist Fräulein Winkler! rief Kärgel aus. Maud hat sich mit der Tante ausgeföhnt! . . . Und sie hat sich mit dem Maler verlobt!

Augenblicke lang glaubte er sich von einer schweren Last befreit. Dann aber fühlte er doppelten Schmerz bei dem Gedanken:

— Er wird sie zugrunde richten, ihre Persönlichkeit, ihre feine Seele. Und sie wird ihn zugrunde richten, sein Talentchen, die eng begrenzten, aber reellen Fähigkeiten, die er hat! Doch alles ist in Ordnung, nach Ansicht der Spießer! Alles endet zur allgemeinen Zufriedenheit, insam, oder vielmehr banal . . . banal . . .

Er verlor Maud bald aus den Augen. Indem er plan- und ziellos durch die dunkeln Straßen schlenderte, glaubte er bald auch die Begriffe von Raum und Zeit verloren zu haben. Dabei kam ihm jeder seiner Gedanken, jeder seiner Schritte nutzlos und zwecklos vor. Und jeder

Schritt und jeder Gedanke schmerzte ihn. Und er mußte denken, er mußte schreiten: das war sein Verhängnis. Er mußte auch weiterhin Phantomen nachjagen, er mußte bewußt sich auch weiterhin von Irrlichtern locken lassen . . . Und sein ganzes Leben erschien ihm wie ein ewiger, schmerzlicher Kreislauf, voll von kleinen, unfruchtbaren Leiden, von nutzlosen, entnervenden Enttäuschungen, ohne Resultat und ohne jenen unbestimmten Reiz, der allein das Leben lieben läßt. War sein Leben schließlich weniger banal, mußte er sich fragen, wie das all der Leute, auf die er so überlegen herabgeblickt hatte?

— Doch, fragte er sich weiter, jagen nicht alle Menschen Irrlichtern, Phantomen, der ewigen Lüge des Lebens nach? Nicht alle, antwortete er sich selber, sondern bloß die wenigen, die sich ein Ideal neben der Wirklichkeit schaffen wollen . . . Bei allen anderen stellt sich die Lüge selber ein . . . Doch wozu das alles? . . . Das Beste, das Wertvollste von allem, was wir zu sagen haben, es bleibt im Innern, in den Eingeweiden, mit dem Schmerz. Was wir mühselig herausbringen, herausreißen, die Stücke unseres Ideals — das in uns steckt, obwohl wir es vor uns sehen — es wird verzerrt oder nicht verstanden. Und wie oft verflüchtigen sich die Gedanken, die wir uns entrißen haben und die die Welt bewegen sollen, vor einem weißen Stück Papier . . .

— Und morgen, rief Kärgel aus, soll das alltägliche Leben weitergehen, bei vollem Bewußtsein, daß man niemals, niemals mehr sich selber aus dem Sumpfe herausziehen wird — wie einst Freund Münchhausen am eigenen Zopf . . . Und wie, wo, wann, warum sollte denn von außen der Befreier kommen? . . .

Als sich der Schriftsteller nach Hause begeben wollte, war ihm, als ob er sich bei jedem seiner Gedanken, bei jedem

seiner Schritte an eine unburchdringliche Mauer stoße. Doch in dem er sich wie ein Blinder weiter tastete, glaubte er plötzlich, daß ein inneres Leuchten den Weg ihm zeige, den er zu gehen habe. Diesen Weg hatte er in Zeiten schwerer Krisen schon oftmals vor sich gesehen. Doch noch niemals schien er ihm so scharf umrissen vorgezeichnet wie eben jetzt. Und es schien ihm so einfach, so selbstverständlich den einen Schritt zu tun, der plötzlich zum schwarzen Abgrund führt... Und wenn man vielleicht seine Seele in anderer Form in einem neuen Körper wiederfinden muß, man befreit sie momentan von einer Hülle, die sie übermäßig drückt.

Rärgel trat gegen Mitternacht mit ruhigem, sicherem Schritt in sein Zimmer ein. Er zündete die Lampe an, deren mattes, mildes Licht den Raum erleuchtete, aber nicht erwärmen konnte.

Er nahm die Feder in die Hand. Er wollte vor sich und der Nachwelt volle Klarheit über seine Handlungsweise schaffen... bevor er handelte. Er wollte seine letzten Gedanken in Ordnung bringen, wie man sein Testament in Ordnung bringt. Er war sich dessen sicher, daß er handeln würde, wenn der erste Hahnenschrei ihn heiser wieder an die Arbeit rief, die nicht mehr seine Arbeit war.

Als er mit starrem Blick nach den „zwingenden Gründen“ suchte, sah er einen Brief vor sich auf dem Schreibtisch liegen.

Er schob ihn mit verächtlicher Geste bei Seite. Doch er konnte nicht verhindern, daß seine Augen die Adresse überflogen. Er erkannte sofort an der Schrift, daß der Brief von Lytta, der Mutter seines Kindes stamme. Was konnte sie ihm zu sagen haben? Er zerriß hastig den Briefumschlag. Indem er las, machte er eine leichte Handbewegung über die Stirn. Es war als wolle er einen quälenden Gedanken verjagen — einen jener Gedanken, die uns nach Tagen, nach Wochen

der Träumerei plötzlich wieder in die Wirklichkeit herunterreißen. Mit der Vorstellung von Mauds Spaziergang im Park, an der Seite des Malers, mit den Reflexionen, die er daran geknüpft hatte, mit der Schlussfolgerung, die er nun daraus ziehen wollte, verband sich plötzlich die Vorstellung eines Krankenzimmers, eines Bettes, in dem große, glühende Kinderaugen Linderung ersehnen. Indem Rärgel vor sich ins Leere starrte, glaubte er, er sehe sein Kind zum ersten Mal. Und sein Körper wurde von Zuckungen geschüttelt, als hätte er selber das Fieber.

Einige Wochen später schritt der Schriftsteller auf dem Bahnsteig auf und ab. Er betrachtete die leeren Waggons, die in der Sonne lagen, die Geleise, die sich nach beiden Seiten streckten. Das Bahnhofgebäude war vergrößert worden, die Geleise waren zahlreicher als früher. Eine neue, eiserne Brücke führte über sie hinweg und über diese fuhr von Zeit zu Zeit lärmend die Straßenbahn zu einem Vorort hinaus.

— Ist der Verkehr größer geworden? fragte sich Rärgel. Oder erscheinen mir bloß die Dinge größer, weil meine Ansprache geringer geworden sind?

Jedenfalls hatte sich manches geändert, seit der Zeit, als er seine Reise in die Provinz angetreten hatte. Damals bezahlte ihm ein Mäzen die Reise, jetzt mußte er sie anderen bezahlen.

Des Wartens müde wollte sich Rärgel schon vom Bahnhofe entfernen, da hörte er einen fernen Pfiff. Dann sah er nichts mehr. Hatte sich der Zug mit dem Rauch verflüchtigt? Schließlich fuhr er langsam, in seiner ganzen Schwere in den Bahnhof ein, als hätte er, trotz seiner Verspätung, nichts zu versäumen.

Unter den Passagieren, die aus dem Zuge stiegen, konnte Rärgel die Erwarteten nicht gleich erkennen.

— Sie kommen am Ende nicht, dachte er.

Doch da sah er ein buntes Taschentuch im Winde flattern und eine Frau näherte sich, die einen Knaben auf dem Arm hielt.

— Keine Sentimentalitäten, sagte Rörgel zur jungen Frau, keine Sentimentalitäten.

Er nahm den Knaben über die Schulter, wie ein Gewehr und trug ihn zum Bahnhof hinaus. Doch als alle drei im Wagen saßen, der sie ins Hotel führen sollte, betrachtete er lange seinen Sohn.

— Er sieht nicht so schlecht aus, wie Du schreibst, sagte er. Es war nicht nötig, Dich so zu ängstigen. Ich meinerseits habe seit Wochen buchstäblich kein Auge zugemacht. Gleichviel: der kleine Teufel ist gesund und er ist hier.

Nach einer Weile fuhr er fort:

— Auch Du siehst nicht schlecht aus; Du bist bloß angegriffen von der Reise.

— Auf mich kommt es ja nicht an, sagte sie resigniert.

— Nur nicht Trübsal blasen! Du wirst Dich hier bald von allem erholen. Ich werde Dich austaffieren, das ist ja selbstverständlich. Ich bin zwar momentan in Geldverlegenheit... Immerhin, ich staffiere Dich aus, standesgemäß, verlaß Dich auf mich.

Der Wagen blieb vor dem Hotel „Heller“ stehen.

— Du nimmst mich nicht in Deine Wohnung mit? rief Lytta aus.

— Das geht nicht in der Provinz, antwortete er. Es geht am allerwenigsten, wenn man, wie ich, in einer exponierten Stellung ist... Aber ich besuche Dich; so ist der Schein gewahrt... Im übrigen, selbst wenn ich mich über alles hinwegsetzen würde, könnte ich Dich doch nicht bei mir wohnen lassen. Ich verkaufe nämlich meine Möbel, ich verkaufe sie, um sie teilweise zu bezahlen...

Er grüßte nach verschiedenen Seiten einige Passanten, die neugierig nach dem Wagen blickten.

Es war der Gruß, der verbindlich machen will.

Zu Lytta gewendet, fügte Rörgel beruhigend hinzu:

— Es wird alles besser werden, wenn ich Redakteur geworden bin.

Hierauf nahm er den Kleinen wieder auf den Arm und stieg mit Lytta die Stufen bis zu einem Hofzimmer im zweiten Stock hinauf.

Hier legte sie, um Toilette zu machen, die Bluse ab, die von Nadeln zusammengehalten war. Im Spiegel erschien ihre dürre Büste ein zweites Mal.

— Sie hat wenigstens schönes, braunes Haar, sagte er sich, wie um sich zu trösten.

Doch das schöne, braune Haar ließ ihn wieder an Maud zurückdenken — so sehr, daß er plötzlich die Illusion hatte, Maud blicke ihn durch die Augen Lyttas aus dem trüben Spiegel an. Die Erscheinung gewann für ihn die Bedeutung eines Symbols des Fernen, Unnahbaren.

Wie er verstehen konnte, daß Leute in Ekstase angebetete Wesen auf ein Piedestal stellen und mit einem Heiligenschein umgeben!

Doch schon nach wenigen Sekunden sah er wieder Lytta vor sich. Da läutete er dem Kellner. Dieser brachte die Speisefarte.

— Was wünscht die gnädige Frau?

— Ganz dasselbe wie mein „Mann“.

Bei diesen Worten warf sie dem Schriftsteller einen Blick voll von einem trüben und doch koketten Lächeln zu, das unbewußt noch seine Macht ausüben wollte und das Rörgel das Herz zerriß.

— Welch ein Weib! dachte er.

Wie war es möglich, daß er seinerzeit sich mit ihr finden, daß er zwei Jahre lang mit ihr zusammen leben konnte...

Alles war damals so plötzlich gekommen, wie unter der Einwirkung einer höheren, übelwollenden Macht . . . Es war so gekommen, weil es so kommen mußte . . . Aber daß es so hat kommen müssen!

Doch der kleine Sohn sah den Vater mit seinen großen Augen an. Es lag in den Kinderaugen, die nichts fürchten, weil

sie nichts ahnen, etwas Schelmisches und doch gleichzeitig Unergründliches. Kärgel ging auf den Knaben zu, wie ein Mensch, der einen Halt, eine Zuflucht sucht. Er rief mit elementarer Bewegung:

– Spielen wir mit Deinen Zinnsoldaten . . . So . . . Jetzt wollen wir die Welt erobern.

(Fortsetzung folgt.)

Die Welt

Die Welt ist ein abgenützter Wagen,
er wird dich nicht weit zum Ziele tragen,
hier bricht ein Rad, dort bleibt er stecken,
braucht nicht vor seiner Eile zu erschrecken.

Die Welt ist ein altes Kleidungsstück,
die Motten fressen sich darin dich,
kein Stich, kein Zwirn, keine Nadel hält,
der Stoff zermürbt, das Tuch zerfällt.

Die Welt ist eine Mühle am Teich,
manchmal ist an Wasser sie reich,
manchmal bleibt sie vor Trockenheit stehen,
wird niemals so recht, wie es sein soll, gehen.

Die Welt ist ein alter Leiermann,
der stimmt kein neues Lied mehr an,
auch was er spielt, spielt er nicht ganz,
jeden Tag vergift er einen Tanz.

Die Welt ist ein schlechter Zufluchtsort,
kein Mensch findet wahres Obdach dort,
im Winter frierst du, im Sommer gibts Regen,
mußt dich doch darin zur Ruhe legen.

Ein Trunkenbold ist diese Welt,
der über Gräben springt und doch nicht fällt,
steigt, klettert mit leichtester Gebärde
und dann hinsinkt auf ebener Erde!

Johann Arany.

Nachdichtung aus dem Magyarischen
von Viktor Orendi - Homnau.

Der Beichtiger Don Quijotes'

Von N. Davidescu

(Übertragung aus dem Rumänischen von Oskar Walter Eifel)

Don Albonzo Quijano Quijotes, Hidalgo von der Mancha, Caballero von der traurigen Gestalt, schlechte. Sein gelbes Antlitz, das in die Länge gezogen und vertrocknet war, schien, an den langen und zerfallenen Leib gefügt, eine Maske, gespießt in eine alte Lanze. Am Kopfe des Bettes lagen angehäuft eine verbogene Rüstung, eine zerbrochene Lanze und, drunter und drüber, eine Menge verrosteter Eisgegenstände. So schritten die Stunden in der Eintönigkeit von Begräbniszügen vorbei. Die Dauer der Ohnmachten wurde bezeichnend.

Don Quijotes sah sein Ende kristallisiert vor sich und fing als guter Christ an, auch an die Erlösung der Seele zu denken.

— Höre, Freund Sancho Pansa. Die Zeit ist da, die mich zwingt, in Ruhe dem Gesange meines Herzens zu lauschen. Die silbernen Notenzeichen meiner Seele werden es nicht mehr nötig haben, Lippen aus Fleisch zu bewegen, um mit ihrem Flug den Himmel der Ewigkeit einzubalsamieren. Der Sünden habe ich viele im Leben begangen. Dies ist böse. Eine einzige schlechte Tat erhebt sich grausamer himmelwärts als ein ganzer Berg Adler und Hyänen.

Sancho erhob sich und trachtete, seinen Herrn zu trösten. Doch seine Kehle weinte Tränen, die herunter zu würgen er sich vergeblich bemühte. Das Blut faulte ihm im Herzen bei dem Gefühle einer nahen und dauernden Trennung. Mehr noch weil er sie selber brauchte, fuhr er fort, Mut erregende Dinge zu sagen.

— Sprich nicht weiter Kindereien, Herr. Auf deiner Seele ruhen nur gute Taten. Dein Lebelang littest du, um

Gutes zu tun. Speise gabst du den Hungernden und Trank den Durstenden. Aber kurzem wirst du gesunden und, eine Blüte des irrenden Rittertums, wirst du von neuem ausziehen zur Hilfe der Notleidenden, einzigartiger und strahlender als Amadis von Gallien, geistreicher als Palmerin von Engeland, sanfter als Tirant la Blanc, galanter als Lisvert von Griechenland, geduldiger und wegener als Don Belianis, unternehmungslustiger als Felix Mars von Hykanien, aufrichtiger als Don Esplandian, kühner als . . .

Don Quijotes hatte sich geschwächt und bittend gegen Sancho Pansa gewandt, der, seinen Gedanken erratend, mit einmal das Wort abbrach. Zwischen ihnen ließen sich einige Augenblicke schweren Schweigens herab. Der eine murmelte. Es betrachtete der andere das bleierne Aussehen seines Herrn, die vollkommen erloschenen Augen, die hervorgequollenen Backenknochen, und trachtete, sich zu täuschen durch den im Gehirn des Kranken glimmenden Klarheitsschein.

— Nicht einmal jetzt löst du dich von dieser Gewohnheit, Sancho, maßlos zu sprechen. Du bildest dir wohl ein, ich würde so lang wie die Welt leben, um deine Aussagen bis an ihr Ende anzuhören.

Ein verhängnisvoller Hustenanfall schnitt ihm darauf die Sprache ab. Nach einer Spanne Zeit beruhigte er sich jedoch wieder und rief Sancho.

— Nähere dich, Freund Sancho. Ich fühle, daß ich bald sterben werde, und will einen Beichtiger. Ich halte darauf, mich nicht zu entfernen, bis daß mir eine Absolution der Sünden zuteil wird.

Die Augen schloß er dann. Abend drang sanft in den Raum und legte sein Inneres mit einer Dunkel-Klarheit der Träumerei aus.

Sancho brütete glaubenlos über den letzten Worten seines Herrn und gedachte, durch Müdigkeit und die Stille der Umgebung bewogen, selber einen Augenblick die Lider zu schließen; verblieb aber, vor Grauen sie aufreißend. Vor ihm schwebte, wie aus dem Nichts hervortretend, der Schattenriß eines Gesichtes ohne gleichen. Er beugte sich leicht wie der Reflex eines Blickes im Spiegel.

— Wer bist du und was suchst du hier, antworte.

— Ich bin der von deinem Herrn gewünschte Beichtiger.

In seinen Worten war aber mehr, als er gesagt hatte. Sancho, von dem Gefühle beherrscht, er befinde sich vor einer Leiche, durch die, körperhaft wie das Rauschen eines erstorbenen Blattes, das Murmeln eines ungewohnten Gedankens gleite, blickte in prüfender Angst um sich. Ein großer Mann, mager, mit dem Aussehen eines Raben. Eingehüllt war er in die zerflossenen Falten eines weiten Mantels, unter dem man in römischen Sandalen die trockenen Spitzen der Füße sah. Seine tausendfältige Erscheinung hatte die Luft mit schweren Krippengerüchen erfüllt. Abriß war sein ganzer Anblick derjenige eines Ausgegrabenen.

Don Quijotes öffnete eben die Augen. Der Beichtiger näherte sich dem Bette, und seine unvertrauenden Lippen zogen sich zu einem krampfhaften Hohnlächeln zusammen.

— Ich kenne den Weinberg deines Lebens und war sehr erstaunt, als ich erfuhr, daß er leztthin durch mächtigen Hagel vernichtet wurde.

Statt zu antworten krümmte sich Don Quijotes im Bett. Die Blicke des

Fremden, die zerstoßenes Glas bargen, vereisten. Besonders Sancho Panza wurde zu Holz. Die erdvollen Nasenflügel des Fremden hatte er erblickt und dachte, es habe auch ihm die Stunde des letzten Urteils geschlagen.

Dann enttrat ein natürlicher und doch ungewohnt tiefer Seufzer der Brust des Sterbenden, nach dem sein Schauen etwas von dem peinlichen Ausdruck der seherischen Blicke eines Schlafwandlers annahm. Da legte der Fremde die Hand auf Don Quijotes und gebot ihm zu sprechen.

— Es ist Zeit, daß du mit der Beichte beginnst.

— Du hast recht. Doch ich weiß nicht, womit ich beginnen sollte. Der Weg meines Lebens ist voll verschiedener Arten Gestrüpps.

Der Beichtiger sagte ihm darauf, er möge zu den Taten übergehen. Don Quijotes fuhr in seinem Bekenntnisse fort. — Ich heiße Aldonzo Quijano, und die Leute nannten mich auch „den Sanften“. Es kam mir jedoch in den Sinn, ich sei zu einer Mission ohne gleichen auf Erden berufen, und als einfacher Bauer zog ich aus, die Welt zu durchschweifen um ihrer Erfüllung willen. Die Sünde der Turmuhr hat mir auf diese Weise die Seele beschwert.

— Rein Vergehen ist dies. Ein Anderer bildete sich ein, ohne weiteres Gottes Sohn zu sein, und so zog auch er aus, um die Welt im Namen dieser Vorstellung zu durchschweifen.

Sancho, der die Antwort des Beichtigers hörte, begann sich zu bekreuzen und Gott zu bitten, ihn vom Übel zu erlösen. Don Quijotes fing die Antwort nicht auf und setzte sein Bekenntnis fort.

— Stets meinte ich, Gerechtigkeit zu spenden und Nöte zu beseitigen. Den Hungernden folgte ich, um sie zu sättigen, und den Durstenden, um sie zu fühlen.

Doch ich begriff nicht den Zweck der Dinge und zwang die Hungernden zum Trinken und die Durstenden zum Essen.

— Hm, dies ist vielleicht die Geschichte des Tempels von Jerusalem. Des Menschen Sohn suchte nach dem Worte, mit dem er die Kirche seiner Väter wundervoller zu machen meinte; sein Eifer aber ist selber zur verborgenen Fäulnis ihrer Grundmauern geworden. Fahre fort.

Da hielt Don Quijotes prüfend inne. Er begriff nicht diese Art der Vergebung und da er zu geschwächt war, machte ihn die zur Beruhigung erforderliche Anstrengung ohnmächtig. Unempfindlich blickte der Beichtiger vor sich hin. Spät kam er zu sich und fuhr fort:

— Die heilige Kirche habe ich in ihren Dienern beschimpft, als ich mit Gewalt einige Verurteilte aus den Händen der Inquisitoren der heiligen Hermandad befreite.

— Übergehe auch diese andere Auspeitschung der Maritimen und Schriftgelehrten aus dem Tempel.

— All das tat ich im Namen eines lächerlichen Hirngespinnstes. Ich flügelte mir einen Namen aus, ich schmückte ihn mit allen Eigenschaften meiner Seele und stellte mir vor, er lebe in den Knochen und dem Fleische eines Weibes. Es war aber nur ein Abgott des Gehirnes; ich glaubte, daß die ihm angedichteten Verdienste die größten Wunder erwirken könnten und daß sie, wenn schon nicht äußerlich, doch tugendlich in sich die höchsten Schicksale einschloffen. Ich spreche von der Geschichte der Dulcinea Aldonza Lorenzo Nogales von Toboso. In ihrem Namen habe ich mit den Windmühlen gekämpft . . .

— Die ewige Historie des Adonai-Elahim; sonst noch etwas?

Don Quijotes schwieg. Das Antlitz des Beichtigers zog sich zu einer aus lauter Gegensätzen bestehenden gequälten

Krümmung zusammen. Sancho Pansa zitterte, ganz und gar verknüllt hinter seinem eigenen Leib, überzeugt, er werde in die Hölle geschleift werden, und blickte unverwandt auf die langen spitzen Fingernägel des Fremden, die wie Adlerklauen gebogen waren und wie altes Elfenbein sich ausnahmen im Leuchten des Mondes, das durchs Fenster fiel.

Draußen schien die Nacht ein riesenhaftes Bad magnetischen Lichts. Wind wühlte im nächtlichen Duff der Kassianenblüten und erfüllte den Himmel mit ihrem Atem säuerlicher Sinnlichkeit. Der Beichtiger hatte sich ein wenig an das Fenster entfernt und atmete tief die Luft von draußen ein. Im Scheine des Mondes hatte seine Erscheinung ihre ganze geisterhafte und sinnetäuschende Herrlichkeit angenommen. Das weiße und lange Haupthaar über den Schultern in Locken aus flüssigem Silber herabwallend, und der überströmende und patriarchalische Bart über der Brust standen in schlagendem Gegensatz zu seinem fanatischen Aussehen eines Raubvogels und eines Inquisitors.

Die Nacht rückte vor. Don Quijotes wälzte sich ein letztesmal und erwachte.

— Beichtvater, ich sterbe. Gib mir schneller die Absolution und die heilige Kommunion. Ich bereue alles, was ich getan habe, und bedauere aus tiefster Seele, nicht mehr Tage für die Buße meiner Taten zu haben.

Der Fremde näherte sich ruhig dem Bette. Sein Aussehen hatte etwas vom beherrschten Aufruhr eines in Allmacht gealterten Luzifers an sich.

— Dein Leben, Mensch, ist ein aus Goldfaden gewebtes Linnen aller großen Anwandlungen. Warum bist du ihm aber nicht bis zum Schluß treu geblieben? Du hättest Gott mit deiner Hand berührt, denn du trugst in dir den großen Glauben der Apostel. Du hättest alles sein können. Holzhändler, Fischer, Prophet, Zauberer;

du wärst gekreuzigt, begraben, verspottet worden. Du wärst aber auferstanden und hättest dich himmelwärts erhoben, von wo aus du dann in Gestalt von Feuerzungen herabgestiegen wärst. Einer, zwei, drei wärst du zugleich gewesen; zugleich Taube, Lämmchen, Mensch. Das Volk hätte begriffen, die Priester hätten gedeutet, und die Welt wäre glücklich gewesen; so hätte sich die Wahrheit in alle zermürbten Herzen verbreitet. Warum verbleibst du jedoch nicht bis zum Ende im goldenen Linnen deiner ersten Anwandlungen? Gott ist eine Träumerei, eine bezaubernde oder eine grausame, eine nützliche oder eine leere, je nach dem Verstand aus dem sie stammt; du hättest also auf deinen bestehen müssen, insofern es einen andern nicht gibt. Gott ist nicht ein Urtheil für die Menschen, sondern eine Empfindung. Du hast aus Furcht vor einer lächerlichen Weisheit das Gewebe deiner Gefühle zerstört und auf dem Totenbette verwandest du dich zum Judas deines eigenen Lebens. Auf diese Weise darf der Faden eines so leuchtenden Lebens nicht beendet werden. Bewußt hättest du wandern sollen, wandern, wandern, durch Täler und über Berge, über Wüsten und über Gewässer, sogar bis zum Gipfel Golgathas. Du bist aber stehen geblieben und stehen wirst du bleiben. Deine Seele wird wie ein Abel-täter umherirren und nach einander wirst du von dem Tore der Hölle, des Fegefeuers und des Paradieses vertrieben werden.

Don Quijotes riß ein Augenpaar, groß wie der Mond, bei den Worten seines Reichtigers auf. Er war ganz geschwächt und, nicht mehr des Wartens fähig, streckte er die stehenden Arme aus und bat.

— Ich gebe dir nichts. Das Christentum ist die Religion der Antriebe ohne Heilmittel und anerkennt dich als solche nicht. Wie ein Hund wirst du sterben, ohne Ablass.

Darauf wollte er sich entfernen. Don Quijotes erfaßte ihn jedoch beim Gewand.

— Wer bist du, der du es für gut hältst, einem Menschen am Sterbebette die Kommunion zu verweigern?

— Jesus bar Joseph, Rabbi von Nazareth.

Don Quijotes verblieb mit ausgestreckten Händen und mit weit offenen Augen. Draußen dämmerte der Tag. Der Fremde verschwand, wie er gekommen war. Die leuchtende Kühle des Morgens zerstreute die Schatten der Nacht und goß den Tau ihrer Ruhe in die Becher der zerquälten Seelen. Von Licht umflossen blickte Sancho Panza bedächtig um sich und nahte, aus seinem schützenden Winkel tretend, leise Don Quijote. Seine steifen Hände und die weit aufgerissenen Augen flößten ihm Angst ein. Sancho fügte ihm die Hände längs des Körpers, zog die Lider über die Augen und kniete nieder neben dem Bett. Große Tränen flossen ihm stumm aus den Augen.

Aus den Volksdichtungen der siebenbürgischen Zigeuner

Immer lustig fliegt die Weise,
singt stets eine lust'ge Weise;
braust auch kalt der Wind durchs Ried,
dennoch singt sie froh ihr Lied.

Dem Zigeuner ist sie gleich,
wohnt mit ihm in einem Reich;
schläft am Wege, ist und springt,
und dabei stets lustig singt.

Nachdichtung von Heinrich Wislotti

Hodscha Murad Pascha (1604)

Von Vasile Alecsandri

(Nachdichtung aus dem Rumänischen von U. Altman)

Hodscha Murad Wesir war des Großsultans Achmet.
Drei tapfre Söhne hatt' er, genannt Ghium, Ild, Dschennet,
drei Falken, Löwen, Blihe, im Lebensherbst drei Blüten,
der Trost und Stolz des Alters, in Liebe zu behüten.
Wenn er sie schaute friedlich, im Schatten tief im Schlaf,
neigten ihm linde Tränen das Auge, wie sie's traf,
und durch des Vaters Seele, voll Färtlichkeit, glückführend,
hauchts wie im Paradiese Mohammeds süß und kühlend;
doch gingen sie ins Feuer mutvoll mit Allahschrei,
strich er den Bart und sagte: Die meinen sind die Drei!

Mit den von langen Kämpfen fast stumpfen Jataganen
mehrte der alte Murad das Großreich der Osmanen;
und im bezwung'nen Asien, voll Leichen und verheert,
erwarb er stolz den Titel der hohen Pforte Schwert.
Das Volk jedoch, die Beute der Wildheit, wie es sah
die Gräber, die er aus hob, die vielen, breit und nah,
von ihm gefüllt mit Leichen gleich Garben, hundert und tausend,
nannt' ihn mit größ'rem Rechte den Totengräber graufend.

In einem jener Kriege, da blind die blutigen Beete
der Tod, der unbarmherzige, mit tausend Sengen mähte,
auf einem breiten Plane unweit von Diarbekir,
bei einem großen Grabe saß strenge der Wesir.
Vor ihm die Janitscharen, die grimme, schlimme Meute,
bewachten einen Haufen von Sklaven, Schlachtenbeute,
bestimmt mit ihren Leibern zu füllen dieses Grab,
wenn den Befehl der Hodscha mit rauhen Blicken gab.
Die Last von achtzig Jahren, der Rüstung Pracht und Schwere,
sie beugten ihm die Schultern und die Gestalt, die hehre;
doch seiner Augen Flackern, es leuchtete und sprang
den Söhnen nach, die ferne jagten den Feind im Drang,
kehrt' jäh dann aus der Weite zurück, um sich zu weiden
an seiner Hekatombe, grabnahe, voller Leiden.

Die Henker, auf sein Zeichen, eilig, von Blute rot,
sie hieben die Gefang'nen der Reihe nach zu Tod,
und die noch warmen Körper, die sich im Sterben wanden,
stieß man ins Grab mit Füßen, wo sie dann Ruhe fanden;
der Hodscha aber herzlos, der bittentaube Mann,
sagt' her fanatischen Tones die Suren des Koran.

Sieh da, zu Roß ein Spahi, der kommt in raschem Trabe,
im Arm ein kleines Bübchen, schön, eine Herzenslabe.
Schnell fragt ihn der Wesir aus, wie er erreicht den Platz:
Wo fandest du ihn, Hassan, diesen lebendigen Schatz?
Hassan stieg ab und bettet' aufs Feld, das blutverfleckte,
den blütenholden Jungen, der weinte und der bebte,
verneigt' sich und gab Antwort: Ich fand's bei einem Zelt,
geklammert an den Vater, den Christen, kampfgefällt.
Unherrscht ihn der Wesir gleich finster: Ah, Weib voll Fehle,
mit giftgeschwoll'nen Schlangen hat Mitleid deine Seele?
Töt es! — Ich?, drauf der Spahi, empört, erwidert stark,
ich soll das Waislein töten, das an der Brust ich barg?
Ich schenkte ihm das Leben, du willst, ich soll's ihm nehmen?
Ich küßt's und sollt' mich jetzt nicht es zu erdolchen schämen?
Allah! welch' böse Zeiten haben wir doch erlebt,
wenn Kinder zu ermorden ihr Greise Auftrag gebt!
Allah! Allah! Wie mag dir die majestätische Stirne
herbergen den Gedanken, so grauenhaft, im Hirne?
Wie? Mit so weißem Barte und hart so im Gemüt?
Wie? Du Wesir, du Hodscha, dein Aug', verblindet, sieht
nicht in dem zarten Jungen den Gast, den liebenswerten,
durch Unschuld und durch Unglück gefeit, die ihm Gefährten?
Ich fluche deinem Geiste, ich fluche deinem Mund!
Dem geht, der Kinder mordet, der eig'ne Stamm zu Grund!
Aufsitzt der edle Spahi und schwindet, bald verblappend,
im Feld, in Sinn und Seele ein kühles Schaudern lassend;
der kleine Engel aber, er ruft und klagt und stöhnt
herbei den armen Vater, an den er so gewöhnt.

Zurückhält der Wesir noch den Zorn, der glimmt' und glosste,
und sagt: Der Unglückshassan! Er ist nicht recht bei Troste!
Dann eifrig zu den Kaplans, den Tschauschen hingewandt:
Wer sich will fünfzig Beutel verdienen leichter Hand,
der soll die Natternbrut da töten zu Allahs Ruhme!
Die Tschauschen d'rauf: Der Löwe zertritt nicht eine Blume.
Von neuem der Wesir ruft: Solaks, Spahis, Nefer,
ihr wilden Beuteadler, du Janitscharenheer,
ich gebe meine Kleider, ich schenke meine Schätze,
mein Zelt und meinen Säbel, mein Roß, deß Gang und Sätze
berühmt sind, dem, der tötet diesen Ghiaurensohn!
Sie stehen wie Bildsäulen, ganz ungerührt vom Lohn.
Einzig ein schwarzer Henker, deß Lippen blutrot klaffen,
mit nackter Brust, mit Armen, den langen, dicken, straffen,
er nähert sich geschwinde grinsend dem armen Kind;

doch blickt der süße Junge ihn an so lieb und lind,
 es lächelt seinem Henker so sänftlich zu der Kleine,
 daß seine Waffe wegwirft, der Neger, von der Reine
 erschüttert, und entsetzt flieht, und wie ein Toller schreit:
 Ich mag nicht Kleid noch Kleinod, bin selbst zum Tod bereit!
 Da, ein von Zorn Verwirrter, im Glaubenshaffe grollend,
 wild mit den Zähnen knirschend, wutschäumend, augenrollend,
 reckt auf sich, groß und schrecklich, hochmütig der Wesir,
 anblickend die Soldaten, wie ein verächtlich Tier.
 Er schreit: O Niederträchtige! O trauriger Teufelsorden!
 Urslane ihr Mohammeds seid Hundebrüder worden!
 Kerls mit der Brust von Stieren und Lämmer unterm Helme,
 ihr Wölfe ohne Zähne, ihr Schelme, Schelme, Schelme!
 Ein zartes Milchkind windet, ein grüner Grashalm, Gute,
 aus euren harten Fäusten das Kurzschwert, naß vom Blute?
 Vergeßt ihr, daß dies Tier da mit schlauem Schmeichelblick
 bestimmt ist aufzuwachsen zu schrecklichem Geschick,
 zu schwarzen Rehereien, zu Rache und Empörung?
 Weh eurem blöden Kopfe, wenns groß wächst ohne Störung!
 O heiliger und großer Prophet, vom Himmelskreiß
 sei Zeuge, daß allein ich, allein ich schwacher Greiß
 verteidige den Islam vor seinen Widersachern,
 tötend im Ei die Schlange, den Ghiaurenspöß ohn' Schachern!
 Er rufts und flucht noch weiter, tritt vor und faßt geschwind
 mit zitterigen Händen das zitterige Kind,
 preßt seine harten Nägel ins Fleisch, das weiche, warme,
 und überm Rand des Grabes erdroffelt er das arme.
 Furchtbares Schauspiel! Wolken hüllen des Himmels Schein.
 Still, an der Brust des Todes, das Kind schläft lächelnd ein,
 und seine Seele hebt sich zu himmlischer Entrückung.
 Der Hodscha, starr, fanatisch, verharret noch in Verzükung.

Da siehe! Auf dem Felde, von Menschenblute dampfend,
 in voller Flucht drei Pferde, sich bäumend, springend, stampfend,
 sie schleppen mit drei Leichen, drei Krieger, aus der Weite,
 durchbohrt von Jataganen die Brust und jede Seite.
 Aus rotem Dunste jagen sie her, sinnlos erschreckt
 von den geschleiften Toten, beschmuht und staubbedeckt,
 und halten vor dem Grabe. Da hebt sich furchtbar, plötzlich,
 ein Brüllen und auf einmal ins große Grab — entsetzlich! —
 stürzt tot der grause Hodscha, Wesir des Herrn Achmet.
 Jene drei Leichen aber waren Ghjun, Ild, Dschennet.

Verleugnung

Von W. Karatscharow

(Übertragung aus dem Russischen von Leopold R. Guggenberger)

Bevor der Hahn kräht,
Wirst du mich dreimal verleugnen.
Matth. XXVI, 34.

Die Depesche wurde Irene Alexandrowna während des Frühstückes überreicht.

Sie saß auf der großen, von der Sonne beschienenen Terrasse, in der sorglosesten Stimmung, Katmanin gegenüber. Sie freute sich über das appetitliche Frühstück und über den im Norden so seltenen, warmen Tag; es gefiel ihr auch, daß dieser junge, kräftige Mann ihr gegenüber saß, mit dem sie, nach Beendigung des Frühstückes, eine Spazierfahrt in seinem neuen Auto machen sollte.

Beim Erscheinen des Bedienten mit der Depesche runzelte sie unwillig die Stirne.

— Von wem ist das? — rief sie und legte die Depesche neben ihren Teller. Katmanin kniff die Augen zusammen und fragte französisch:

— Interessiert Sie der Inhalt nicht?

— Nicht so sehr, daß ich deswegen meine Birne liegen ließe.

— Sie sind gar nicht neugierig. Das ist wiederum ein überflüssiges Verdienst!

— Aber ist das gut?

— Was soll gut sein? — Er verstand nicht.

— Überflüssige Verdienste zu haben. Liebt man etwa eine Frau ihrer moralischen Verdienste wegen?

Der unverschämte Ausdruck seiner Augen wurde um vieles weicher und er redete sich mit seinem ganzen, breiten großen Körper über den Tisch zu ihr hinüber.

— Sie würde ich auch mit einigen Fehlern lieben!

Sie schob den Teller beiseite und öffnete die Depesche.

— Was ist los? — Ist etwas Unangenehmes passiert? — fragte er, verwundert über ihr verändertes Gesicht.

Sie schwieg. Da verließ er seinen Sitz, ging zu ihr hin und las die entfaltete Depesche: „Dmitri gefallen. Ich reise heute abend nach Cholm, Ißwjekow.“

— Ich begreife nicht, Irene. Ihr Mann teilt Ihnen da den Tod Dmitris mit. Wer ist das?

— Mein Sohn — antwortete sie.

— Sohn?

Katmanin lächelte dumm und verwirrt. Irene Alexandrowna erhob sich und ging, ohne ihn anzusehen, ins Zimmer. Er jedoch durchlas, als er allein war, nochmals die mit großen Zügen niedergeschriebenen, verschönkelten Worte, suchte dann die Achseln und legte das Blatt auf den Tisch zurück.

Wie alt kann sie denn sein, diese „rätselhafte Frau“, wie seine Kameraden sie nannten. Er hatte immer gedacht, daß sie nicht viel älter sein könne als er, dreißig vielleicht. Aber dieser Sohn? Sie hatte doch nie von irgendwelchen Kindern gesprochen. Katmanin wunderte sich und war gekränkt und geärgert.

Irene Alexandrowna erschien im Valetot und Hut. Ihr Gesicht war durch einen dichten, weißen Schleier verdeckt und ihre Hand, die sie Katmanin darbot, bebte leise.

— Auf Wiedersehen! Ich fahre in die Stadt.

— Nehmen Sie aber auf alle Fälle mein Auto.

— Gut.

Nachdem ihr Katmanin ins Auto

geholfen und ihr nochmals die Hand geküßt, stand er noch eine Minute lang auf dem Trottoir, dann warf er sich in eine vorbeifahrende Droschke und gab dem Kutscher den Befehl, ihn zum Bahnhofe zu führen.

— Ohne selbst zu wissen weshalb, warf er sich ohne Fahrkarte in den abgehenden Zug und stand während der ganzen Fahrt auf der Plattform, um nicht in das Abteil zu geraten, in welchem sie saß. Er folgte ihr im Geiste auf den Bahnhof der Stadt, und begleitete sie im geschlossenen Sarameter zu der ihm unbekanntem Anfahrt in der Morškaja.

Und während der ganzen Zeit hatte er das unangenehme, ungewöhnliche Gefühl der Kränkung, als ob dieser Dmitri, der irgendwo gefallen war, ihn auslachte seiner ersten, wie er meinte, wahren Liebe wegen.

Irene Alexandrowna stieg auf den dicken Teppichen zur zweiten Etage hinauf und läutete an der eichenen Türe, deren Schwelle sie seit elf Jahren nicht überschritten hatte.

Iswjetow's Kammerdiener, Wladislaw, ein immer noch schöner Mann mit jedoch bereits ergrauendem Badenbarte, öffnete ihr die Türe. Anfangs erkannte er sie nicht, doch dann gab er seiner Freude Ausdruck und küßte sie, nach polnischer Sitte, auf die Schulter.

Das große, halbdunkle Vorzimmer hatte sich nicht verändert. Sogar die bläuliche Tulpe über der kleinen Lampe war noch die frühere, — an einem Rande gesprungen, — und in der Ecke, an dem langen Kleiderrechen hing wie früher der Paletot mit dem grünen Vorstoß und den glänzenden Knöpfen.

— Ist Nikolai Wassiljewitsch zu Hause?

— Nein, der gnädige Herr ist gestern abend fortgefahren . . . Belieben Sie es

vielleicht nicht zu wissen, bei uns ist doch . . .

— Ja, ja, ich weiß . . . aber ich habe die Depesche heute erhalten und dachte, daß er noch hier sei.

— Ich habe die Depesche gestern früh aufgegeben, aber jetzt ist so eine Unordnung, man stellt sie zu, wann man Lust hat.

Irene Alexandrowna ging ins Kabinett. Die Fenster waren mit Kreide verschmiert und die Möbel trugen Überzüge.

— Was sagte er? Kehrt er bald zurück? fragte sie.

— Ich kann das nicht wissen.

— Nun, und wie ist die Nachricht gekommen . . . nämlich vom Todesfalle?

— Vorgestern Nacht kam vom Stabe eine dringende Depesche und gestern sind wir mit dem ersten Zuge hier angekommen. Der gnädige Herr hat sofort telephonierte und erfahren, daß man Dmitri nach Cholm gebracht hat, und dorthin ist er auch abgereist. Das Begräbniß wird hier stattfinden. Ich habe den Befehl zu warten.

Ein Schwindelanfall und ungewöhnliche Schwäche zwangen Irene Alexandrowna sich auf den Divan niederzulassen.

— Befehlen Sie Wasser? fragte der erfahrene Wladislaw?

Sie nickte. Was wohl die Ursache war? Hatte ihr die Sonne so auf den Kopf gebrannt oder war es einfach in diesem düstern Kabinett mit den verschmierten Fenstern zu dumpf.

Von dem lauwarmen, nach Rauch riechenden Wasser, das Wladislaw auf einer silbernen Tasse brachte, wurde ihr nicht besser: das Herz klopfte ihr und vor den Augen hatte sie einen Nebelschleier.

— Öffnen Sie das Fenster . . . und sind hier keine Baldriantropfen?

— Ich werde sie sofort aus der Apotheke holen. Ich muß nämlich bemerken, daß hier gar nichts vorhanden ist. Auch die ganze Dienerschaft befindet

sich noch auf dem Lande draußen. Ich bin allein hier.

Wladislaw öffnete das Fenster und entfernte sich eilig. Das Gefühl der Abseitigkeit verschwand, allein das Herzklopfen dauerte immer noch an und die Einrichtung dieses geräumigen Kabinettes, darin sie vor vielen Jahren die letzte Auseinandersetzung mit ihrem Manne gehabt, regte sie auf. Sie legte den Hut ab und durchschritt langsam alle Zimmer: das Speisezimmer, das Gastzimmer, ihr gewesenes Toilettezimmer und das Kinderzimmer, wo gegenwärtig ihr unbekanntes Koffer und Kisten standen. — Sie kehrte in das Kabinett zurück.

Als Wladislaw mit den Tropfen kam, lag sie auf dem Divan und weinte. Er rückte ein Tischchen zum Divan hin, stellte das Arzneifläschchen nebst einem Weinglase darauf und entfernte sich leise.

Irene Alexandrowna weinte lange. Dann erhob sie sich mit einer raschen Bewegung und setzte sich auf. Ein seltsamer Gedanke fuhr ihr durch den Kopf: daß sie schuld sei an dem Tode ihres Sohnes, — sie und ihr Mann — sein Vater.

Sie gewahrte das Medizinfläschchen, öffnete es und wollte zwanzig Tropfen abzählen, aber die ganze ekelig riechende Flüssigkeit floss über, weshalb sie nach Augenmaß schüttete und die Flüssigkeit mit verzerrtem Gesichte trank. Sie dachte, daß sie nun ruhiger werden und alle unsinnigen Gedanken sie verlassen würden, doch dies geschah nicht. Die Baldriantropfen röteten ihr bloß das Gesicht und das Frösteln hörte auf, aber die zudringlichen Gedanken blieben.

— Ich muß rascher von hier fortfahren, dachte sie, — aber wohin fahren und was tun? Es wäre eigentlich dumm in die Sommerfrische zurückzukehren, ohne etwas erfahren zu haben. Und obendrein, wie zum Troß beginnt das Gewitter von

neuem: es donnert schon wieder und auf einmal wird es dunkel.

Sie ging zum Fenster. Welches Getriebe da unten! Leute eilen vorüber, Automobile gleiten über das Holzpflaster, Rutscher hauen auf ihre Pferdchen ein. Und der Regen trommelt auf das Blech des Fensterimses, plötzlich überschwemmt er unaufhörlich die graue Wand. Immer hatte Irene Alexandrowna die Gewitter gerne gehabt, aber jetzt waren ihre Nerven so überreizt, daß sie bei jedem Donnerschlage zusammenfuhr. Sie schloß das Fenster und drehte, um nicht im Dunkeln zu bleiben, den Schalter der großen Lampe auf dem Schreibtische auf. Unter der Lampe lag eine Photographie. Es war ein ihr unbekanntes Porträt von Dmitri in Offiziersuniform, scheinbar das letzte, das vor seinem Abmarsche ins Feld gemacht wurde.

Wieder bekam sie Herzklopfen.

— Wie er seinem Vater ähnelt! Diese lichten Haare, dieselben Augen, — hochmütig und kalt, — dieselben Lippen. Wahrscheinlich hätte er in demselben eifigen Tone die beliebte väterliche Phrase hervorbringen können: »Pas de scones, ma chère, surtout pas de scenes.« Aber es kann sein, daß er auch nicht vermocht hätte sie hervorzubringen, — diese Phrasen... Wie er wohl war? — Sie kannte ihn ja gar nicht.

Wladislaw steckte den Kopf zur Türe herein, doch als er die gnädige Frau über dem Bilde ihres Sohnes sitzen sah, zog er sich wieder zurück.

Das Gewitter dauerte nicht lange, — im ganzen eine halbe Stunde, aber während dieser halben Stunde ließ Irene Alexandrowna ihr ganzes Zusammenleben mit ihrem Manne, alle elf Jahre, die sie in dieser Wohnung verbracht hatte, an ihrem Geiste vorüberziehen.

* * *

Mit Iswjekow wurde sie auf einem Balle in Moskau bekannt. Sie war achtzehn Jahre alt, erschien häufig in den Gesellschaften und ihre Eltern führten sie auf die Bälle. Iswjekow kam aus Petrograd auf eine Woche, entschied sich aber, als er ihr begegnete, seinen Urlaub zu verlängern und blieb über einen Monat in Moskau. Sie trafen sich oft und er gefiel ihr wegen seiner feinen Lebensart und seines Geistes. Bei seinem zweiten Aufenthalte machte er ihr einen Heiratsantrag. Sie war erstaunt und wußte nicht, was sie antworten sollte. Ihre Eltern redeten ihr zu, anzunehmen. Iswjekow wäre reich und würde Karriere machen. Ihre Freundinnen beneideten sie. Und so wurden sie Braut und Bräutigam, ohne einander näher zu kennen. Ihre Beziehungen beschränkten sich auf Unterhaltungen in den Salons und auf Tanzunterhaltungen, bei denen er sie mit seinen starken Armen umschlang und sie aus nächster Nähe mit seinen hochmütigen Augen so anblickte, daß es ihr peinlich wurde. Jetzt erschien es ihr drollig, sich daran zu erinnern, wie naiv sie damals war.

Die Hochzeit war im Frühjahr. Kurze Zeit vorher machte ihre Mutter zu ihr eine Bemerkung darüber, daß sie fast eine ganze Stunde mit ihrem Bräutigam im halbdunkeln Speisezimmer zusammen gesessen sei. Und am Vorabend ihrer Hochzeit, als sie allein auf dem Balkone geblieben waren und Iswjekow sie umfaßte und küßte, stieß sie ihn ganz sachte zurück, sich keine Gedanken machend über ihr Verhalten.

— Irene, lieben Sie mich vielleicht nicht? — fragte er leise.

Sie aber gab ihm keine Antwort und flüchtete beleidigt und empört vom Balkone. Zwei Tage nach diesem Vorfall kamen sie in Petrograd an.

Irene Alexandrowna schien es oft, daß wenn Iswjekow damals ein wenig

mit ihrem Gemütszustande hätte rechnen wollen, — ihr ganzes Leben sich anders gestaltet hätte. Sie erinnerte sich jetzt des Gefühles der Jaghaftigkeit und Aufregung, welches sie beim Eintritte in diese große Wohnung empfunden hatte. Und als sie das Schlafzimmer mit den beiden, nebeneinanderstehenden Betten erblickte, mischte sich in dieses Gefühl das Grauen und sie hätte weinen mögen.

Verstand Iswjekow tatsächlich nichts oder wollte er bloß nichts verstehen, — dies hatte Irene Alexandrowna niemals erfahren. Aber er forderte sein Recht auf sie so plötzlich und zügellos, daß sie zum ersten Male in ihrem Leben hysterisch wurde.

Und, wie an einen qualvollen Traum, erinnerte sie sich noch lange nachher an den Mann im kurzen Hemde und den Hausschuhen, an den Geruch von Salmiakgeist und an die unangenehme Empfindung des Eau de Colognes, womit sein Nachthemd besprengt war. — Und sie erinnerte sich noch eines anderen, viel unangenehmeren Gefühles, an die Berührung ihres nackten Leibes mit seinem gestukten, stechenden Schnurrbarte.

Am folgenden Tage kam sie bis zum Mittag nicht aus ihrem Zimmer heraus, denn sie schämte sich der Dienerschaft und Wladislaw in die Augen zu sehen.

Später, — nach einigen Monaten, als sie sich schon an ihren Mann gewöhnt hatte, sagte er einmal zu ihr:

— Es versteht sich, es war eine empörende Grobheit meinerseits, aber du mußt mir das verzeihen: ich habe ein volles halbes Jahr vor der Hochzeit wie ein Mönch gelebt. — Und er lächelte scherzhaft.

Ihr Herz überließ es kalt, aber sie antwortete nichts. Freilich, das wußte sie, daß die Männer schon in sehr jungen Jahren Romane haben, aber dieses Geständnis war für sie unerwartet und beleidigend.

Nach einem Jahre gebar sie einen Sohn und wieder, nach zwei Jahren, eine Tochter. Iſwjekow liebte die Kinder nicht, aber er war stolz auf seinen Sohn und renommierte mit ihm. Sie prahlte mit keinem, verhielt sich aber beiden gegenüber in gleicher Weise gleichgiltig. Die Kinder kamen ihr seelisch nicht näher, und ihr Verhalten diesen gegenüber war, wenn auch — korrekt, so dennoch kalt und ohne jeden Schimmer einer Zärtlichkeit.

Auß Langeweile besuchte sie eine Schauspielschule. Ihr Mann protestierte anfangs dagegen, aber sie beharrte auf ihrem Standpunkte, befaßte sich mit ihrer neuen Beschäftigung und begann von der Bühne zu träumen. Später erfuhr sie, daß ihr Mann mit einer Choristin der Oper ein Verhältnis unterhalte und aus Rache betrog sie ihn mit seinem Adjunkten, einem ganz jungen Ingenieur.

— Durch wen und wann Iſwjekow hievon Mitteilung gemacht wurde, wußte sie nicht, aber einmal kehrte er früher als gewöhnlich aus dem Klub zurück. Der Adjunkt hatte sie soeben verlassen und sie dachte: „Wahrscheinlich treffen sie sich auf der Treppe oder im Vorhause.“ Iſwjekow hatte ein seltsames Aussehen, wie sie es an ihm noch nie beobachtet hatte: er fühlte sich offenbar beleidigt.

— Du ... bei dir ... stotterte er und fragte dann schneidend: — War Artamonow jetzt hier?

— Ja!

— Er kommt jetzt ununterbrochen, warum besucht er dich so häufig?

Sie empfand einen leisen Kälteschauer im Rücken und krümmte sich. Er blickte nach der Türe und fragte leise, aber nachdrücklich:

— Ich wünsche zu wissen, welcher Art Ihre Beziehungen zu ihm sind!

Sie antwortete langsam, jedes Wort unterstreichend:

— Er — ist — mein — Geliebter!

Eine derartige Offenherzigkeit hatte Iſwjekow allerdings nicht erwartet. Sein Gesicht rötete sich und er packte sie bei der Hand.

— Sie ... aber wie trauen Sie sich ... begann er, plötzlich einen offiziellen Ton annehmend, — wie können Sie sich unterstehen, mir dieses zynische Geständnis zu machen?

— Zynisch? — Sie erhob sich vom Diban und befreite ihre Hand. Sie wollen wohl, daß ich Sie belüge.

— Belügen? Mein Gott! Weshalb diese Brutalität? Ich verstehe nur nicht, wie Sie sich entschließen konnten ... Ich habe das von Ihnen nicht erwartet, — den Gerüchten keinen Glauben geschenkt.

— Alles umsonst, sagte sie, — auch ich habe mich plötzlich von Ihrer Choristin überzeugt. Jetzt — sind wir quitt!

Bei Erwähnung der Choristin verlor Iſwjekow für einen Augenblick die Fassung. — Das ist ein großer Unterschied ... Ich verstehe nicht, wie man das vergleichen kann, sagte er lächelnd. Meinerseits ist dies — eine Schäkerei. Ich — bin ein Mann, aber Sie ...

Noch nie im Leben hatte sie die Bosheit, die Wut so ausgekostet, als in diesem Augenblicke. Sie hatte das Gefühl, als ob sie sich von der Erde erhebe und in der Luft schwebte. In ihrem Kopfe ward es leicht und klar. Ihre Stimme klang fremd als sie schrie:

— Sie — sind ein Mann und ich — ich bin vielleicht eine Sache? Das wollten Sie sagen? Wie? — Es ist Ihnen noch zu wenig, daß sie vor mir zehn oder zwanzig Weiber gefannt haben. Sie möchten auch jetzt noch immer „schäkern“! Und ich soll mich nicht mit einem Menschen befassen dürfen, der interessanter ist als Sie, — der mich liebt ...

— Ich werde Ihnen nicht erlauben meinen Namen zu entehren, — gab er zurück.

Sie atmete schwer. Die Stimme versagte ihr.

— Ihr Name? Wie soll ich den noch entehren? Weshalb entehrt überhaupt immer eine Frau den „edlen“ Namen ihres Mannes und nicht der Mann selbst, der sich besäuft und sich in weitz der Teufel was für Spelunken herumtreibt? Weshalb, frage ich Sie? Weshalb?

Iswjekow erschraf. Er war kein Freund von Skandalen.

— *Pas de sonos, ma ohéro, pas de sonos* — begann er zu brummen, indem er einen Blick nach der Türe warf.

Zwei Jahre nach dieser ersten Szene gingen sie auseinander. Alles verlief still und friedlich, wie es sich für gebildete Leute ziemte. Wenn sie sich auf der Gasse begegneten, grüßten sie einander, — er wollte ihr sogar Geld schicken, aber sie wies es zurück.

Ein Hindernis bildeten bloß die Kinder, — der achtfährige Dima und die sechsfährige Laska. Anfangs blieben sie mit der Gouvernante beim Vater, später nahm sie sie zu sich, auf das Gut ihrer Tante. Sie verstand es durchaus nicht, sich mit ihnen zu befassen, wußte nicht, was sie ihnen sagen, was sie tun sollte, wenn sie weinten. Die Kinder waren ihr gegenüber schon und im Verkehre mit ihnen glaubte sie immer Unaufrichtigkeit und Falschheit zu entdecken, wie im Verkehre mit ihrem Manne.

Um die Hände frei zu bekommen, brachte sie, nach einer telephonischen Besprechung mit ihrem Manne, die Kinder nach Kiew und übergab den Sohn der Rabettenanstalt, die Tochter einem Erziehungsinstitut. Dmitri war damals elf Jahre alt; er war ein schwächliches Kind, hustete häufig und sie überzeugte sich und andere, daß sie dies nur seiner Gesundheit wegen tue. Iswjekows Schwester, die in Kiew lebte, war einverstanden die Kinder

zu betreuen und sie an den Feiertagen zu sich ins Haus zu nehmen.

Nun war Irene Alexandrowna vollständig frei. Sie wandte sich nach Petrograd, beendete die Schauspielschule, trat dann bald darauf in Beziehungen zu einem sehr reichen Manne und erhielt ein Engagement an einem Privattheater. Sie war zu geschick, um sich für talentiert zu halten, allein sie wußte, daß ihre Schönheit in den kleinen Rollen, die sie bekam, Erfolg hatte. Iswjekows Kinder besuchte sie zweimal im Jahre und andere Kinder kamen nicht mehr an.

Dmitri beendete die Militärschule ein Jahr vor Kriegausbruch und damals sah sie ihn zum letzten Male. Dann lebte sie im Auslande und gelangte kaum noch nach Rußland zurück, als der Krieg ausbrach. Sie kam nach Petrograd und erfuhr von Iswjekow, mit dem sie telephonisch sprach, daß Dmitri bereits in Galizien sei. Sie hatte ein etwas unangenehmes Gefühl, ähnlich Gewissensbissen: war er doch ihretwegen im Kriege. Wäre er nicht ein Hindernis ihrer Freiheit gewesen und hätte sie ihn nicht in die Militärschule gegeben, würde er jetzt im Gymnasium lernen und nicht irgendwo im Schützengraben sitzen. Aber dieses unangenehme Gefühl schwand bald. Damals begann ihr Flirt mit Katmanin.

Es wurde wieder hell und der Regen hörte auf. Irene Alexandrowna drehte das Licht aus und machte die Fensterflügel weit auf. Die Sonne kam zum Vorschein. In der erfrischten Stadt begann es zu duften. Eilig setzte sie den Hut auf und läutete. Wladimir trat ein.

— Ich reise ab, — sagte sie.

— Wünschen gnädige Frau eine Droschke?

— Ja... Warten Sie, Wladislaw... Sagen Sie, haben Sie auch nach Kiew telegraphiert?

— An Ludmilla Nikolajewna? Ja-

wohl. Gestern habe ich die Telegramme gemeinschaftlich ausgegeben, sowohl an gnädige Frau, als auch nach Kiew.

Er wollte gehen, doch sie hielt ihn abermals zurück.

— Und haben Sie Dmitri Nikolajewitsch gesehen, nämlich vor seiner Abreise?

Wladislaw trat plötzlich aus seiner lakainenhaften Starrheit heraus und lebte sich.

— Gewiß habe ich ihn gesehen! Der junge Herr ist ja von hier an die Front gefahren. Er war so schön, so fröhlich. Und er hat mich, wie früher, immer Ladja genannt.

Wladislaw wischte sich mit dem Finger übers Auge und setzte ganz nach Greifenart hinzu:

— Ich habe meinen lieben Mitjeschka niemals vergessen. Ich habe ihn immer geliebt und er hat sich meiner erinnert. Früher schickte er mir oft einen Brief aus der Militärschule. Und zum letzten Male schrieb er mir von der Front, es ist seither nicht mehr als ein Monat vergangen.

Irene Alexandrowna ließ den Schleier herab und griff nach dem Sonnenschirm.

— Ich habe Eile. Holen Sie rasch eine Droschke.

Unten, bei der Portierloge, kam ihr etwas in den Sinn, sie öffnete ihr Geldtäschchen und gab Wladislaw, als sie nicht genügend kleine Banknoten fand, einen Zehnrubelschein. Erstaunt küßte er ihr die Hand.

— Auf den Newski! — rief sie dem Kutscher zu, da ihr gerade nichts anderes in den Sinn kam. Der Kutscher erwies sich als ein geschickter Bursche. Kaum merklich berührte er mit den Zügeln sein graues Pferd, dieses erfaßte mit Leichtigkeit den Wagen und stürmte davon, seine starken Beine weit vorwerfend und das auf dem Fahrdamme stehende Wasser herumspritzend.

Sie langten bei dem Nikolajewsker Bahnhofe an. Irene Alexandrowna achtete nicht auf den Weg und vergaß sogar, daß sie fuhr. Der Kutscher hielt sein Pferd an und fragte, sich zurückwendend:

— Befehlen Sie zum Kloster?

— Zum Kloster? — Zu welchem Kloster...? Ja wohin war sie denn eigentlich gefahren? Sie sah sich um und befahl umzukehren. Sie erinnerte sich, daß sie ein Trauerkostüm brauche.

Dann kehrte sie in die Sommerfrische zurück, ordnete an, daß niemand vorge lassen werde und kam einige Tage hindurch nicht aus ihrem Zimmer, wo sie sich auf der Chaiselongue herumwälzte und nicht einmal etwas las. Sie sann viel, indem sie sich mit Erinnerungen quälte. Aber am Morgen griff sie fieberhaft nach der Zeitung und überflog die erste Seite.¹⁾

Nachts konnte Irene Alexandrowna nicht schlafen. Sie öffnete die den ganzen Tag über geschlossenen Fenster und blickte stumpf in den Garten hinaus, in das durchscheinende weiße Halbdunkel der nördlichen Nacht...

Nur gegen Morgen schlummerte sie ein und träumte fast immer von Wladislaw. Er brachte ihr auf einem Präsentierteller irgendwelche Briefe und sagte: „Ich liebe Mitjenka und er schreibt mir oft aus der Militärschule!“ Irene Alexandrowna nimmt die Briefe, sie sind mit großen Buchstaben beschrieben, aber sie kann kein einziges Wort lesen. Aber Wladimir wischt sich mit dem Finger die feuchten Augen und sagt: „Dies hat er doch für mich geschrieben, ich verstehe dies alles!“

Irene Alexandrowna erwachte nach derartigen Träumen auf neue, ganz zer schlagen mit Migräne. Eines Tages entschied sie sich sogar in die Stadt zu fahren,

¹⁾ In den russischen Zeitungen sind die Todes- und Beerdigungsanzeigen auf der 1. Seite angeführt Anm. d. A.

um von Wladislaw wenn auch nur einige Briefe Mittas zu verlangen, — einen wirklichen Brief, nicht so einen, wie er ihr bisweilen geschickt, — nicht einen gezwungen geschriebenen. Aber dann überlegte sie es sich und fuhr nicht.

Die Mitteilung von der bevorstehenden Ankunft der Leiche des Kornetts Izwjekow erschien endlich in der Zeitung. Am gleichen Tage erhielt sie auch von Wladislaw ein Telegramm: er meldete, daß man Dmitri Nikolajewitsch am Donnerstag brächte.

* * *

Als Irene Alexandrowna abreiste, um mit der Leiche ihres Sohnes zusammenzutreffen, empfand sie nichts, außer einer unglaublichen Müdigkeit. Noch gestern hatte sie der Gedanke an das Wiedersehen mit ihrer Tochter und ihrem Manne aufgeregt, aber heute war auch ihre Aufregung verschwunden. Diese hatte einer Apathie und Gleichgültigkeit allem gegenüber Platz gemacht.

Es war ein früher, düsterer Morgen. In der abgetheilten Hälfte des Sommerfrischen-Waggon's reiste bloß sie und ein Offizier, der kurz vor der Abfahrt eingestiegen war. Irene Alexandrowna betrachtete ihn aufmerksam. Anfangs wußte sie nicht was es war, das ihre besondere Aufmerksamkeit erregte, dann aber bemerkte sie, daß der Offizier die Friedensuniform anhatte und eine bunte Mütze trug. Alles trug jetzt feldgrau und die frühere Uniform erschien ihr seltsam.

Der Offizier fing ihren Blick auf und setzte sich ihr gegenüber. Sie kannte von jeher den Eindruck, den sie auf die Männer machte und dieß schmeichelte ihr immer, besonders in den letzten Jahren, aber jetzt wandte sie sich gereizt ab und ließ den Schleier herunter. Jetzt, wo sie fest entschlossen war, ihr Leben zu ändern, war es ihr unangenehm jünger zu scheinen, als sie in Wirklichkeit war. Die ganze

Fahrt über saß sie in die Ecke gedrückt da und blickte den Offizier nicht ein einziges Mal an. Kurz vor Petrograd schlug sie den Schleier zurück und entnahm ihrem Handtäschchen ein Flakon mit Nies Salz. Der Offizier legte die Hand an die Mütze und fragte, sich ein wenig erhebend:

— Kann ich Ihnen nicht behilflich sein? Fühlen Sie sich unwohl?

— Nein, ich danke Ihnen, — antwortete sie, ein Nervenzittern mit Willenskraft zu überwinden trachtend.

Als sie ankamen, half er ihr aus dem Waggon und hob sie dann in eine Autodroschke. Ihr war alles gleichgültig und sie fügte sich widerwillig.

Der Zug stand schon in der Halle als sie auf dem Warschauer Bahnhofe anlangte. Seltsam hob sich der kleine Frachtenwaggon von den langgestreckten Personenwagen ab. Irene Alexandrowna kam gerade in dem Augenblicke herbei, als einige Offiziere aus der breiten Öffnung dieses kleinen Waggon's einen Metallfarg heraus hoben.

Dies ist — Dmitri — dachte sie und fühlte nichts dabei, bloß das Herz pochte ihr laut und heftig.

Ringsumher standen viele Leute. Vorne erschienen ihr auf einen Augenblick Izwjekow und Wladislaw. Irene Alexandrowna wußte nicht, was sie beginnen sollte und blieb zwischen der Menge. Als sie dann auf die Straße gingen und den Sarg auf den Leichenwagen schoben, wandte Izwjekow sich um, blickte suchend umher und trotz des dichten Schleiers sie erkennend, ging er auf sie zu, küßte ihr die Hand und lud sie durch eine Geste ein zum Sarge zu kommen.

Der Leichenzug setzte sich in Bewegung. Sie gingen nebeneinander. Sie fragte nach ihrer Tochter.

— Ist Laila schon gekommen?

— Noch nicht. Sie kommt heute oder morgen früh.

Es wurde ihr schwer auf dem Pflaster zu gehen. Ihre hohen Absätze glitten auf den Pflastersteinen ab. Einmal straußelte sie. Er beugte sich zu ihr herab und schob seinen Arm unter den ihren. Warum erinnerte sie sich jetzt daran, daß sie bald nach Dmitri's Geburt einen Spaziergang nach der Jelagin-Insel gemacht, wobei Ißwjekow sie genau so beim Arme gehalten hatte. Wahrscheinlich waren sie später auch nicht mehr so oft so gegangen: denn sie waren im allgemeinen sehr selten irgendwo beisammen. Und war es etwa nicht seltsam, daß sie jetzt, nach so vielen Jahren, wieder gemeinsam hinter dem Sarge ihres Sohnes schritten, der durch ihr Verschulden den Untergang gefunden.

In der großen Kathedrale kamen vor Beginn der Seelenmesse viele ihrer früheren Bekannten zu ihr, — es kamen auch solche, auf die sie sich überhaupt nicht erinnern konnte. Sie gab allen schweigend die Hand und wußte nicht, daß alle diese, die gekommen waren, Ißwjekow ihr Beileid auszudrücken, sich durchaus nicht für den gefallenen Sohn interessierten, sondern für sie — seine Mutter. Sie gewahrte nicht die neugierigen Blicke und das schiefe Lächeln, hörte das Gewisper und die Kommentare nicht, die sich die Leute gaben, — jene, die etwas von ihr wußten, jenen, die gar nichts wußten.

Als die Seelenmesse beendet und alles fortgegangen war, fragte sie Ißwjekow:

— Darf man ihn öffnen?

Er verstand nicht was sie meinte und sie wiederholte:

— Ich frage, ob man den Sarg nicht öffnen kann?

— Er schüttelte verneinend das Haupt und sagte leise:

— Ich habe ihn gesehen. Er hat sich wenig verändert. Sein Tod war ein plötzlicher. — Wladislaw kniete beim Sarge und schmiegte sich, indem er seltsam

mit dem Kopfe zitterte, an das weiße Band des Grabkranzes. Sie ließ sich neben dem alten Lafai gleichfalls auf die Knie nieder und wußte nicht, wie lange sie so verweilte. Ißwjekow beugte sich zu ihr nieder, half ihr sich erheben und sagte:

— Gehen wir zu mir, Irene Alexandrowna, ich werde Ihnen von ihm erzählen.

Im geschlossenen Automobil fuhren sie davon. Er begann zu sprechen. Sie hörte ihm schweigend zu und dachte daran, daß er ihr heute noch kein einziges Mal in die Augen gesehen habe. Von all dem Erzählten erinnerte sie sich bloß an das eine, was sie besonders niederschmetterte:

Dmitri wurde von dem Splitter einer großen Granate getötet, die wie zufällig hinter dem Hause krepierete, wo er mit seiner Eskadron gerastet hatte.

— Ein ganz unschöner Tod! — sagte Ißwjekow und zuckte die Achseln. Dies war so seine Gewohnheit.

Kurz vor dem Hause erfaßte Irene Alexandrowna die Hand ihres Mannes und sagte schwer atmend:

— Nikolai, doch wir sind schuld... er ist unseretwegen gestorben! —

Er fuhr zusammen, beherrschte sich aber sofort und sagte in einem Tone, den er aus Gewohnheit Frauen gegenüber anzuwenden pflegte:

— Calmez vous chérie, calmez vous... das sind wieder einmal die Frauennenerven.

Nach einer Stunde saßen sie zusammen beim Frühstück in der Wohnung Ißwjekows, die jetzt in Ordnung gebracht und für den Winter hergerichtet war. Wladislaw bediente im Frack und weißen Handschuhen. Sein Gesicht war kalt und undurchsichtig und seine Bewegungen glichen denen eines Automaten. Nur die leicht geschwellenen Augenlider gemahnten an seinen Kummer.

Irene Alexandrowna erinnerte sich, daß sie den ganzen Morgen keine Träne

vergossen und dachte: „Wie bin ich doch gefühllos!“

An Iswjekow's Augen war gleichfalls nicht zu bemerken, daß er geweint habe. Indem er ihren Blicken auswich, erzählte er ihr in französischer Sprache von seiner Reise nach Chalm und genoß augenscheinlich die häusliche Bequemlichkeit und Sauberkeit. Bedauerte er seinen Sohn? Ihr kam es so vor, daß wenn er ihn bedauerte, so gewiß nur als seinen Nachfolger, als Stammhalter, — nicht mit dem Herzen, sondern bloß mit dem Kopfe.

* * *

Lalja kam mit ihrer Tante, der Schwester Iswjekow's an.

Irene Alexandrowna hatte ihre Tochter lange nicht gesehen, fast zwei Jahre. Damals war Lalja noch ein unbeholfener Bäckfisch, aber jetzt glich sie einer erwachsenen Dame, trug eine moderne Toilette und schlug ihre schönen Augen auf. Scheinbar war sie nicht darauf gefaßt, ihre Mutter hier anzutreffen und war deshalb im ersten Augenblicke, als sie das Speisezimmer betrat, verwirrt und blieb stehen. Doch, nach einem flüchtigen Blicke auf ihren Vater, lief sie auf die ihr entgegenkommende Irene Alexandrowna zu und küßte sie.

Irene Alexandrowna schlang die Arme um ihre Tochter.

— Größ Gott, Lalja! Wie ich mich freue, dich zu sehen. Wie du gewachsen bist! — rief sie und wählte in ihrer Stimme immer Unaufrichtigkeit und Falschheit zu vernehmen, dieselbe Falschheit, die ihr das Leben mit Iswjekow unerträglich gemacht hatte.

Die etwas lang dauernde Umarmung der Mutter setzte Lalja in Erstaunen. Sanft sie zurückstoßend, blickte sie ihrer Mutter neugierig in die Augen und sagte ernsthaft:

— Wie schön Sie tatsächlich sind, Mama!

Dies war so gesagt, wie wenn

jemand sie davon überzeugt und sie gezweifelt hätte und jetzt erst, ihre Mutter erblickend, die Überzeugung gewonnen habe, daß sie tatsächlich schön sei.

Diese seltsame Phrase brachte Irene Alexandrowna in Verwirrung und sie wurde rot.

— Aber was sagst du da, Lalja, ich bin doch schon eine alte Frau!

Iswjekow unterhielt sich, in der Türe stehend, mit seiner Schwester. Er erkundigte sich wie sie gereist seien und drückte sein Bedauern darüber aus, daß er das Auto nicht habe auf den Bahnhof schicken können, da er nicht genau gewußt hätte, wann sie kämen.

Die Schwester Iswjekow's, eine sehr dünne, verlebte Dame, die Irene Alexandrowna von ganzem Herzen haßte, reichte dieser die Hand und hielt es nicht für nötig auch nur ein Wort zu sprechen.

„Und bei dieser Person haben meine Kinder gelebt“, dachte Irene Alexandrowna, „was für eine Meinung von mir hat sie bei meiner Tochter großgezogen und welche Gefühle hegt diese wohl mir gegenüber?“

Zur Abendmesse gingen sie alle zusammen und nach deren Beendigung überredete Iswjekow Irene Alexandrowna, in seinem Hause zu übernachten. Sie willigte ein. Ihre Stadtwohnung wurde renoviert und in die Sommerfrische zurückzukehren fiel ihr nicht ein.

Am Abend saß sie lange Zeit im Gastzimmer mit Lalja zusammen und erkundigte sich über Kiew und das Institut. Lalja weinte, als sie von Mitja sprach. Auch Irene Alexandrowna begann zu weinen, — zum ersten Male während des ganzen Tages. Nach diesen Tränen wurde ihr leichter und wohlter. Sie umarmte ihre Tochter und streichelte ihr dunkles Haar. Und diese wunderte sich nicht mehr über die Liebkosung und küßte ihrer Mutter die Hände.

Ein unbegreifliches und ungewöhnliches Gefühl erfaßte Irene Alexandrowna. Etwas Ähnliches hatte sie einst gefühlt, als die Kinder noch klein waren. Es war ein Gemisch von grenzenloser Zärtlichkeit mit Erbarmen, von Rührung mit dem Verlangen, alles hinzugeben, das Unmögliche zu tun für das Glück ihres Kindes.

— Lalsja, — sagte sie, beinahe für sich selbst unerwartet, — möchtest du bei mir wohnen? Geh nicht von mir!

Lalsja erhob das Haupt und blickte ihre Mutter mit verwunderten Augen an.

— Mit dir wohnen, Mama? Wie denn? Hier in Petrograd?

— Nun ja, hier.

— Mit dir und mit Papa? fragte Lalsja neuerdings.

— Nein . . . bloß mit mir. Du weißt doch, daß ich von deinem Vater getrennt lebe.

Lalsja zuckte mit den Wimpern und senkte das Haupt.

— Mama, ich danke dir herzlich für deinen Wunsch, aber er ist allerdings unerfüllbar.

— Unerfüllbar? Weshwegen unerfüllbar? verwunderte sich Irene Alexandrowna.

— Mama, ich will offen mit dir reden: es würde mir schwer fallen von Kiew fortzufahren. Ich muß das Institut beendigen, habe alle meine Freundinnen dort . . . Aber das ist schließlich nicht die Hauptsache. Die Hauptsache ist, daß du selbst mich nicht haben willst: ich würde dir allzusehr im Wege stehen.

Niemals noch war Irene Alexandrowna so peinlich errötet, als in dieser Minute.

— Was fällt dir ein, Lalsja! flüsterte sie.

— Nun, ist es vielleicht nicht wahr? Du . . . bist Künstlerin. In dich . . . verliebt man sich zweifellos . . . Ich kenne die Künstlerwelt ein wenig.

— Höre auf, Lalsja! Mein Gott, wie du redest! . . . Freilich, wir beide,

sowohl ich, wie dein Vater, stehen sehr in eurer Schuld, aber wenn du vielleicht denkst . . .

— Mama, verzeihe, daß ich dich unterbreche, . . . du vergißt, daß ich kein Kind mehr bin: ich bin schon siebzehn Jahre alt und weiß vieles. Ich habe dich nie verurteilt und jetzt verstehe ich dich sogar . . . Mich hat meine Freundin aufgeklärt, — die verheiratete. Sie ist um vieles älter als ich und sehr geschickt. Sie sagte mir, daß eine Frau ihre Kinder nur in dem Falle liebt, wenn sie ihren Mann lieb hat und daß dies auch so sein muß, weil die Männer bloß mit dem Kopfe leben, wir aber mit dem Herzen.

Irene Alexandrowna sagte nun nichts mehr. Sie barg das Haupt an der Schulter ihrer Tochter und ihre Finger zerrissen unbewußt das Taschentuch zu kleinen Streifen . . . Aber Lalsja fuhr, wie begeistert durch die von ihr hervorgerufene Wirkung, fort ihre Wahrheiten auszusprechen und ahnte nicht, wie krank sie ihre Mutter machte, indem sie sie zu rechtfertigen suchte und ihre Fehler auszulügen bestrebt war.

— Ich begreife dich, Mama, — sagte sie zum Schlusse, denn ich bin gleichfalls verliebt. Der Tante Pauline habe ich hievon freilich nichts gesagt: sie ist zu prüde und wäre am Ende in Ohnmacht gefallen, aber du verstehst mich, das weiß ich. Er — ist Student und absolviert in einem Jahre, ist sehr schön und liebt mich grenzenlos. Das einzige Hindernis besteht darin, daß er Bräutigam ist, aber das läßt sich ja schließlich beseitigen.

Irene Alexandrowna war es, als ob sie langsam, immer tiefer und tiefer in einen unter ihren Füßen sich öffnenden Abgrund versänke. Jedoch, trotzdem sie weder in Ohnmacht zu fallen wünschte, wie Tante Pauline, noch sich den Anschein der Prüderie geben wollte, gegenüber der Aufrichtigkeit, die sie Lalsja nie

zugetraut hätte, entschloß sie sich zu der schwachen Bemerkung:

— Du mußt doch zunächst das Institut beendigen, Lalsja, und außerdem bist du ja erst siebzehn Jahre alt.

Lalsja lächelte.

— Die Rolle einer strengen Vorgesetzten paßt dir gar nicht, Mama. Und ich weiß auch, daß du mich verstehst. Siebzehn Jahre . . . Ist denn das nicht egal? Manche entwickeln sich mit fünf- und zwanzig Jahren, andere aber mit vierzehn. Weißt du, Mitja . . . Er war erst sechzehn Jahre alt, als er sich in meine Freundin verliebte, in die verheiratete, und die ganze Zeit . . . — Sie stockte und zog, nach einem Ausdrucksuchend, die Augenbrauen zusammen und schloß dann auf französisch: — „Il a été son amant!“ —

— Irene Alexandrowna konnte die ganze Nacht nicht schlafen und stand früh auf.

Wladislaw räumte in einer weißen Schürze, die er über die Weste gebunden hatte, das Speisezimmer auf. Er entschuldigte sich wegen seines Kostümes und wollte sich entfernen, aber sie hielt ihn zurück. Sie fragte ihn, wann das Requiem beginne, fragte noch dies und jenes und verstand es, das Gespräch auf Dmitri zu lenken und zwang den verschlossenen Wladislaw zum Erzählen.

Und neuerdings, wie gestern mit Lalsja, begann sie zu weinen, als sie Dmitris letzten Brief gelesen, den der alte Laksai aus seinem Koffer gebracht hatte.

Abermüdung und all die Aufregung des gestrigen Tages machten sie unfähig sich zu beherrschen. Sie fühlte sich so einsam, — niemandem zuzuke. Der alte Wladislaw, unter dessen Augen ihre Jugend vorbeigezogen war, erschien ihr als der einzige Mensch, der ihren Kummer zu verstehen imstande war.

— Ich danke Ihnen, Wladislaw, Sie haben ihn wirklich bis zum Schlusse lieb gehabt.

Sie reichte dem Laksai die Hand und berührte mit ihren Lippen sein rasch sich verneigendes Haupt.

Hinter ihr wurden Schritte hörbar. Irene Alexandrowna wandte sich um. In der Türe stand Iswjejkows Schwester und blickte halb ironisch, halb erstaunt auf sie und den weinenden Laksai.

— Ich dachte daß der Samowar schon hergerichtet sei, Wladislaw.

— Sofort — antwortete dieser und ging hinaus, indem er Mitjas Brief in die Tasche steckte.

Tante Pauline maß die Frau ihres Bruders mit einem verächtlichen Blick und kehrte ihr den Rücken. Was dachte sie wohl in dieser Minute? Freilich, als echte femme prude war sie imstande vor- auszusetzen, daß auch der schöne Wladislaw sich der Gunst seiner Herrin erfreut habe.

Irene Alexandrowna ging lächelnd in ihr Zimmer.

Später fuhren alle zur Kathedrale und wohnten dem langdauernden, langweiligen Gottesdienste bei, der wahrscheinlich nur der einzigen Tante Pauline vertraut war.

Irene Alexandrowna und Lalsja standen ganz nahe beim Sarge — beide hoch gewachsen, einander sowohl in Gesicht als Figur ähnlich, mit gleichen, langen Schleiern. Lalsja weinte und Irene Alexandrowna führte aus Schicklichkeit das Taschentuch einige Male an die trockenen Augen.

Hinter ihnen standen Iswjejkow und seine Schwester, gesammelt, mit wichtigen Mienen. Und dann die große Menge der Bekannten und Neugierigen.

Irene Alexandrowna sah Wladislaw zwar nicht, doch sie wußte, daß er irgendwo hinter einer Säule im Dunkeln stehe und

daß er der einzige aufrichtig Betende sei in dieser fremden Kirche.

Hierauf trug man den hell in der Sonne glänzenden Sarg auf den Leichenwagen. Leicht klirrend blinkten die Säbel der Soldaten vom Rondunkte. Die Musik intonierte das „Kol slawen“. Auf dem Wege zum Friedhofe schlug Iwadjekow Irene Alexandrowna einige Male vor, sich in eine Equipage zu setzen, aber sie schlug dies Anerbieten ab und ging den ganzen Weg zu Fuß, an der Hand ihrer Tochter, — ging, das Haupt gesenkt, und lauschte den Klängen des unbekanntem Trauermarsches, sowie dem dumpfen Rauschen der metallenen Kränze.

Und auf dem mit schweren granitenen Grabsteinen übersäten Friedhofe mit den überladenen Kapellen — erinnerte sie sich eines anderen Friedhofes — in einer kleinen Stadt des Kaukasus, — so weit und geräumig, ganz überwachsen von Feldblumen und Gräsern, mit verbogenen schwarzen Kreuzlein an Stelle der Grabmäler, und seltenen, zerbrochenen, hölzernen Gittern. Es schien ihr, daß er gerade dort liegen müsse, — dieser ihr völlig unbekanntem Offizier — ihr Sohn. Es schien ihr, daß sie dort oft zu seinem Grabe gekommen wäre, daß sie absichtlich deshalb hingefahren wäre und dann lange in dem trockenen Grase gesessen und seiner gedacht hätte. Es schien ihr, daß er dort, nur dort seiner Mutter sein kurzes Leben und seinen sinnlosen Tod vergeben könne.

Als man den Sarg in die steinerne Gruft hinabließ, verlor sie plötzlich die Besinnung und brach zusammen.

Und wahrscheinlich bereitete sie ihrem Manne und ihrer Tochter Scherereien, sowie auch irgendeiner unbekanntem Dame, die ihr den Hut abnahm und ihr die Stirne mit Eau de Cologne einrieb.

Später war es ihr sehr unangenehm, sich an alldies zu erinnern.

Irene Alexandrowna kehrte spät abends in die Sommerfrische zurück und blieb den ganzen folgenden Tag liegen. Um 11 Uhr vormittags des dritten Tages hörte sie die Hupe des Ratmanin'schen Automobiles und gleich darauf seine laute Stimme auf der Terrasse. Es war kein Wort zu verstehen und sie läutete.

Die Jose trat ein — ganz rot und verlegen — und flüsterte, daß „Herr Ratmanin gekommen sei und der gnädigen Frau seine Aufwartung zu machen wünsche.“

— Ich habe ihm erklärt, daß gnädige Frau unwohl seien, aber er will nichts hören: er ist schon sehr unmutig.

Irene Alexandrowna schnitt der Jose mit einer Geste das Wort ab und sagte streng:

— Sagen Sie Nyrill Wladimirowitsch, daß ich ihn bitte in etwa einer Stunde zum Frühstück zu kommen.

Dieses gewaltsame Eindringen Ratmanins rüttelte sie auf und riß sie mit einem Male aus ihrer Erstarrung: sie kleidete sich an und saß lange vor dem Spiegel.

Sie dachte an ihren Vorsatz von neuem, ihre Lebensweise zu ändern. Dieser Vorsatz erschien ihr damals so einfach und leicht ausführbar, aber jetzt stellte sie sich nicht vor, wie es möglich wäre, dies gewohnte Leben zu ändern.

Ratmanin kam vor der festgesetzten Zeit; sie hörte aus ihrem Schlafzimmer seine ungeduldigen Schritte und diese unverhüllte Ungeduld war ihr unangenehm. Als sie eintrat, kehrte er sich rasch um, eilte auf sie zu und faßte ihre Hand.

— Irene . . . was ist denn das? Was ist mit Ihnen? Ich quäle mich ab . . . begann er, — plötzlich faßte er sie schnell bei den Schultern und küßte sie wohin es kam.

Niemals noch hatte er sich etwas Ähnliches erlaubt, — immer war er so selbstbewußt, zurückhaltend, gewöhnt an

den Erfolg bei Frauen. Jetzt aber bemerkte sie keine dieser vorzüglichen Eigenschaften seiner Natur. Jetzt stand ein einfältiges, kopfloses Bürschchen vor ihr, abgemagert und blaß geworden in diesen Wochen der Trennung.

Im ersten Momente ärgerte sie sich über seinen Überfall, als sie ihn aber zurückschickte und ihm unverwandt ins Gesicht und in die mit Tränen gefüllten Augen blickte, verstand sie, daß sie nicht gleichgiltig bleiben könne gegenüber einer solchen Offenbarung der Liebe. Welcher Art von Liebe? Ist es im übrigen nicht gleichgiltig, da ihr eine andere Liebe doch niemand schenken wird und auch sie eine solche niemandem schenken kann.

— Was dachtest du denn, mein Viebling, sagte sie und merkte nicht, daß sie ihn mit „Du“ anredete, was sie früher nie getan. — Du hast dir doch nicht eingebildet, daß ich dich verlassen hätte!? Nun genug, — genug. Warum denn so . . .

— Ich habe den Verstand verloren, — begann er, — es sind doch mehr als zwei Wochen . . . Warum haben Sie mich nicht mitgelassen? Was haben Sie während dieser ganzen Zeit gemacht? —

Sie legte ihre Hand auf seine Lippen.

— Fragen sind überflüssig. Wenn ich es wünsche, werde ich alles selbst erzählen und Fragen sind durchaus unnötig.

Und wieder frühstückten sie in der Sonne, auf der Terrasse, und über den Tisch fing sie seinen Blick auf, der früher so dreist und unverschämt, jetzt aber so ergeben und zärtlich war. Und sie erinnerte sich an die Worte ihrer Tochter: „Ich werde dir im Wege sein, Mama! Du bist so schön — in dich verliebt man sich!“ —

Irene Alexandrowna beugte sich auf den Tisch und bedeckte ihre Augen mit der flachen Hand, um ihr Gesicht zu verdecken vor den neugierigen Blicken Rat-

manins. Sie erinnerte sich plötzlich aller Gefühlsausbrüche, die so erfolglos endigten, sowohl im Automobil mit Iswetow, als sie ihm sagte, daß sie beide schuld seien an dem Tode ihres Sohnes, als auch im Gastzimmer mit ihrer Tochter, die sich erfahrener erwies als sie, und sich kategorisch weigerte, mit ihr zusammen zu leben, und schließlich im Speisezimmer mit Wladislaw, wo Tante Pauline ihr rührendes Sete-a-tete so unschön zerstört hatte.

Sie besaß weder einen Mann, noch Kinder, noch Talent. Sie hatte bloß dies abgeschmackte, jedoch in sie verliebte, schöne Bürschchen, und wenn sie jemandem etwas galt, so war er es. Es ist notwendig, dachte sie, das ganze Bestreben darauf zu richten, ihn noch stärker zu fesseln.

— Bin ich gealtert, Ratmanin? fragte sie, indem sie den Kopf erhob und die Augen so aufschlug, wie dies ihre Tochter zu tun pflegte.

Sie? — Er erhob sich sogar vom Sessel. — Sie sind mager geworden, das ist wahr. Aber so schön wie jetzt waren Sie noch nie!

Nach einer Woche gab Irene Alexandrowna zum ersten Male der Bitte Ratmanins nach, legte den Kreppschleier ab und ging mit ihm, — nach einem auf den Inseln verbrachten Abende — in seine Junggesellenwohnung in der Sergiewskistraße.

Sie konnte ein Lächeln nicht unterdrücken, als sie hier Blumen, und, im Speisezimmer — einen gedeckten Tisch erblickte. Ratmanin verstand ihr Lächeln und sagte, indem er ihr die Hände küßte:

— Sie lächeln? Aber ich schwöre Ihnen, daß dies jeden Abend so ist.

Nach dem Souper lag sie auf dem breiten, türkischen Diban und trank in kurzen Schlüngen Wein, der ihr Bewußtsein umnebelte, sie fröhlich machte und ihren Körper erhitzte.

Ratmanin lag halbtrunken vor ihr auf den Knien und verhaspelte sich mit seinen großen, ungeschickten Händen in den Spitzen und Häkchen ihres schwarzen Kleides und sagte:

— Irene, Seure, sagst du mir, wer dieser Dmitri ist? Hast du mich doch hintergangen? Du kannst doch keinen erwachsenen Sohn haben. Ist es ein Verwandter? Du mußt ihn wahrscheinlich sehr geliebt haben, wenn sein Tod einen solchen Eindruck auf dich gemacht hat. Weißt du, ich kannte mich nicht mehr aus: so eifersüchtig war ich auf ihn, — den Gefallenen. —

Irene Alexandrowna fragte:

— Also du glaubtest, daß er mein Geliebter war? Du wußtest doch daß ich das Telegramm von meinem Manne bekommen habe.

— Ich wußte es . . . doch was solls damit! Ich hab dir ja gesagt, daß ich blödsinnig war vor Eifersucht.

Sie begann zu lachen und sagte:

— Gib mir noch Wein!

Sich beeilend und das Tisch Tuch beschüttend, füllte er das Glas und brachte es ihr. Sie trank es auf einen Zug aus und

lehnte sich in die Kissen zurück. Ratmanin küßte sie mit vor Leidenschaft getrüben Augen auf die Schultern. Doch plötzlich stieß sie ihn zurück, sprang mit beiden Füßen leicht auf den Divan und befreite sich mit einigen geschickten Handbewegungen von dem Lezten, das sie noch anhatte. — Dann, sich mit dem Rücken und den Handflächen an den dunkeln Wandteppich lehrend, der die Formen ihres schönen, noch so jugendlichen Leibes scharf hervortreten ließ, erhob sie den Kopf und sagte lachend:

— Sieh mich an: kann ich vielleicht einen erwachsenen Sohn haben? Und wer Dmitri war — ist das dir nicht alles eins, wenn ich jetzt nur dich liebe und nur du allein . . .

Sie ließ den Satz unvollendet. Obgleich jetzt, nach dem Weine, alles so nebelig und leicht war, füllten sich ihr Gesicht und Ohren mit einer heißen Röte, und wie es ihr schien, sogar ihr ganzer Körper. Und sie fühlte deutlich, daß sie, indem sie so leicht ihren Sohn verleugnete, sich den Weg zu jener Aufrichtigkeit verlegt habe, an der es ihr in ihrem ganzen Leben gemangelt.

Kulturfragen

.....

Die Tagung aller Deutschen Groß-Rumäniens

in Kronstadt mußte im letzten Augenblick des eingetretenen, aber nicht durchgeführten Generalstreikes wegen abgesagt werden. Leider stand trotz des größten Bemühens das Telephon d. h. die Post nicht zur Verfügung, so daß man die beschlossene Absage unmöglich weitergeben konnte. So mußte man abwarten. Und wirklich, die Banater Schwabenfreunde trafen infolge des Umstandes, daß der Lokomotivführer ihres Zuges in Kronstadt wohnte, elf an der Zahl, in unserer Stadt

ein. Unter den Banatern hatten vor allem Dr. Striegl und Dr. Hoffmann die Reise angetreten. Die Herren gehörten meist der Autonomiepartei an. Aber auch aus den anderen sächsischen Städten Siebenbürgens trafen liebe Gäste ein; so aus Mediasch und aus dem fernen Bistriß. Ja auch die bessarabischen deutschen Vertreter ließen sich durch eine beschwerliche Autofahrt nicht abschrecken, um ja nur teilzunehmen. Rechnet man noch eine Bufa-

rester Abordnung unter Pfarrer Honigbergers Führung dazu, hatte sich ein hübsches Häuflein deutscher Brüder eingefunden.

Von einer richtigen politischen Tagung konnte trotzdem keine Rede mehr sein. Nichtsdestoweniger fand bei allen improvisierten Zusammenkünften ein reger Gedankenaustausch statt, der viel zum gegenseitigen Verstehen beitrug. Ein Teil der Tagungen fand doch statt, z. B. die Turnertagung und die Frauentagung. Der siebenb.-sächs. Lehrerbund hielt nur eine erweiterte, außerordentliche Hauptleitungsitzung ab, bei der die fremden Vertreter anwesend waren. Das Burzenländer, sächsische Museum wurde eröffnet und bot auch den Fremden seine

Schätze zur Schau. Kurz, trotz der Ungunst der Verhältnisse wurde vieles erreicht.

Auch die musikalischen Darbietungen fanden vor völlig ausverkauftem Hause statt.

So kann es trotz der verunglückten Tagung zu einer überaus gelungenen zwanglosen Zusammenkunft. Vielleicht lag gerade an dieser Zwanglosigkeit ein Reiz, der immer dann entsteht, wenn irgend eine Zusammenkunft improvisiert wird. Jeder trug das Gefühl in sich, daß letzten Endes doch nicht ohne Gewinn von einander geschieden wurde und das Band des Verständnisses gewiß enger geknüpft wurde. Die Tagung aller Deutschen Groß-Rumäniens wurde auf Pfingsten verschoben. Hoffen wir, daß dann alles glatt gehen wird.

Kritik des Tages

Noch einmal literarische und graphische Plagiate. Wir erhalten von Herrn Ernst Honigberger, akademischem Maler in Kronstadt, folgende Zuschrift:

An die löbliche Schriftleitung
der Halbmonatsschrift „Ostland“!

Im Hefte II. (Sept.-Heft) Ihrer Zeitschrift veröffentlichten Sie einen „Literarische und graphische Plagiate“ betitelten Artikel. Ich habe einen Augenblick geschwankt: soll ich ausführlich beweisen, daß im vorliegenden Falle von meiner Seite vom Plagiat nicht die Rede sein kann, da die Skizze zu dem von mir gezeichneten Plakat aus dem Jahre 1910 stammt (was ich beweisen kann) und ich das Bild von Friedrich bis dato nie gesehen habe — — — oder soll ich die Sache einfach dem Gericht übergeben?

Jener Artikel ist so unsachlich, dumm-dreist, böswillig, daß ich auf ihn gar nicht näher eingehe; um so mehr, als ich gerade im Begriffe bin nach Berlin überzusiedeln, will ich nicht mehr Worte verlieren. Sie haben in Hermannstadt einen Kunsthistoriker von Namen, der zugleich Maler ist, bitten Sie ihn um Aufklärung und um sein Urteil in der Sache.

Ich bitte höflichst um Abdruck dieser Zeilen im nächsten Ostland-Heft, womöglich mit dem Urteil oben erwähnten Kunsthistorikers.

Ernst Honigberger
akademischer Maler.

Wir bemerken hiezu: In dem bewußten Artikel handelte es sich um die Verurteilung einer die Würde unseres geistigen Lebens schädigenden Erscheinung. Persönliche Angriffe lagen uns fern. Deshalb wurde in jenem Aufsatz alle Namensnennung, die im Originalmanuskript teilweise vorhanden war, weggelassen. Wäre uns an einem Angriff gegen die Person Herrn Honigbergers gelegen, so hätten wir einen uns vor etwa einem halben Jahr aus Kronstadt zugegangenen Artikel veröffentlicht, der sich gegen die künstlerische Wirksamkeit Herrn Honigbergers wendete und das Bildmaterial beibrachte.

Da nun Herr Honigberger selbst mit seinem Namen hervortritt — auf die schmückenden Beiwörter, die er für den erschienenen Artikel gebraucht, erübrigt sich wohl einzugehen — sind wir gerne bereit, ihm als Person Rede und Antwort zu stehen. Da jedoch sowohl die öffentliche Besprechung der das Friedrichsche Bild betreffenden Umstände als auch die Veröffentlichung des von dem „bekannten Kunsthistoriker“ abgegebenen Urteils nicht im Interesse Herrn Honigbergers liegt, sehen wir hievon vorläufig ab, wenn Herr Honigberger nicht ausdrücklich noch einmal uns gegenüber den Wunsch äußert, daß die Sache hier im einzelnen behandelt werde.

L i t e r a t u r

Buchausstellung in Czernowitz: „Le livre dans l'Europe orientale.“ Diese sehr zu fördernde Ausstellung wird demnächst von Herrn F. Schledt, der vor dem Kriege die Universitätsbuchhandlung „Pardini“ geleitet hat, eröffnet werden. Aus seinen mündlichen Erklärungen und aus dem Prospekte geht hervor, daß die Ausstellung für den Buchhandel und das Publikum bestimmt ist. Sie verfolgt als erstes den Zweck, den Buchhändlern die Möglichkeit zu bieten, ihre Geschäfte gut und ohne große Gefahr eines Verlustes zu ergänzen und den Verlegern die Bekanntgabe ihrer Werke zu erleichtern. Um die Ausstellung möglichst anregend zu gestalten, werden Musterbibliotheken aufgestellt. Kunst und Kunstgewerbe sollen im

Rahmen der einzelnen Abteilungen besonders betont werden. Es wird versucht werden, eine möglichst vollständige Sammlung der neueren einheimischen Literatur zusammenzustellen. Verbunden mit der Ausstellung sind Literatur-, Kunst- und Musikvorträge. In fortschreitender Entwicklung will das Unternehmen den Zusammenschluß mit allen in Betracht kommenden Instituten, Bibliotheken, Buchhandlungen, Verlegern, Schriftstellern und Künstlern anstreben, um eine Verbindung zwischen den Randstaaten von Finnland bis nach Konstantinopel herzustellen und so eine möglichst lückenlose Austausch- und natürliche Übersetzungslinie zwischen Ost und West zu schaffen.

Dr. Lang.

T h e a t e r , M u s i k u n d V o r t r a g s w e s e n

Czernowitzer Theater. Am 4. Oktober begann die neue Theateraison mit der Auf- führung von Hans Müllers bühnengerechtauf- gebautem, wirksamem Stück „Die Sterne“, dargestellt von der neugewonnenen Truppe Wilh. Popp's. Aber die erste Aufführung kann ich nicht aus eigener Erfahrung berichten, da ich keine Karte bekommen konnte — es war nirgends ersichtlich gemacht, wann der Kartenerlauf anfängt, und als ich zufällig erfuhr, daß er schon vor einer Stunde begonnen habe, waren alle Plätze ausver- kauft oder aufgekauft — zu schwungvollem Wiederhandel. Um so mehr Karten standen für die 2. Aufführung des Stückes am 6. Oktober zur Verfügung, die vor kaum halbgefülltem Haus stattfand: alle Logen leer, das Parterre mit klaffenden Lücken.

Wilh. Popp selbst spielte den Galilei und sein Spiel ist eine Meisterleistung. Die ernste, schlichte, nur nach innerer Erleuch- tung strebende, allem äußeren Schein und damit allem theatralischen und deklama- torischen Pathos abholde Natur des Ge- lehrten richtig und wahr darzustellen, dürfte für den Schauspieler immer eine schwere Aufgabe sein und besonders dann, wenn schwere feilsche Konflikte die beschauliche Ruhe trüben, auf die solche Naturen vor allem eingestellt sind. Popp hat diese Auf- gabe vortrefflich gelöst; er hat nie den

geringsten Mißklang dadurch hineingebracht, daß er aus anderen dem Schauspieler so vertrauten Helden- oder Väterrollen eine störende Note einschmuggelte. In wirkungs- voller, weiße berechneter Steigerung trägt er das Spiel bis zum Höhepunkt, der Ab- schwörungsszene im 3. Akt, wo er den Zuhörer durch den unübertrefflichen Naturalismus, mit dem er das innere Aufbäumen gegen den Zwang der Lüge wiedergibt, bis ins Tiefste der Seele erschüttert. Ebenso natur- wahr schildert er auch das laute Aufbäumen der Wahrheitsliebe in dem darauffolgenden Zwiegespräch mit dem Papst und die nagende Reue, die quälenden Gewissensbisse im letzten Akt. Die andern Darsteller konnten an diese Leistung nicht heranreichen, obwohl sie auch Tüchtiges boten, besonders Fr. Rapp, die durch ihr frisches Spiel den 2. und 3. Akt zu beleben verstand, im letzten aber etwas abfiel. Einige Unvollkommenheiten dieser andern Hauptrollen, namentlich ein paar offenbare Fehlgriiffe in der Auffassung des Papstes Urban durch Dr. Emil York mögen übrigens bis zu einem gewissen Grad ihre Erklärung in der lähmenden Wirkung finden, die geringer Besuch erfahrungsgemäß auf die Spieler ausübt. Im ganzen aber war es ein genügreicher Abend, wie ihn das Czernowitzer Theater schon seit lange nicht seiner Bevölkerung geboten hat.

Jedenfalls steht die Truppe turmhoch über der des Dir. P. Guttmann, die im Vorjahr hier auftrat. Nur sieht man nach den bisherigen Erfahrungen voraus, daß sie sich trotz des ernstesten Strebens ihres kunstsinninges Leiters nicht halten können, wenigstens nicht auf dem beabsichtigten Niveau. Und das wäre ein harter Schlag für die hier so schwer ringende deutsche Kultur. Der Grund für den geringen Besuch dürfte wohl zum größten Teil in der enormen Höhe der Kartenpreise liegen, die offenbar für die Klasse der Kriegsgewinner berechnet sind, die nun allerdings in Czernowitz zahlreich vertreten ist.

Aber Menschen vom Schlage der Czernowitzer Kriegsgewinner haben sichtlich ein sehr geringes Interesse und noch ein geringeres Verständnis für die Seelenqualen eines Galilei, in dem der Trieb nach Wahrheit mit dem Trieb nach Selbsterhaltung, die Stimme des inneren Berufs mit der Angst vor der Folter im Kampf liegt. Dieses Publikum hat sich Montag dazu gedrängt, weil die erste Aufführung einer Truppe ein lokales Ereignis ist, das man mit ansehen und vor allem bei dem man gesehen werden muß. Aber es hat, wie mir berichtet wurde, diese Erstaufführung viel lauer aufgenommen, als sie es absolut und besonders relativ verdient hat. Und trotzdem die zwei führenden, gerade vor allem für dieses Publikum berechneten Zeitungen mit wohlverdientem Lob nicht kargten, ebensowenig wie das national-rumänische Blatt „Glasul Bucovinei“, so kamen doch diese Stimmen offenbar gegen das Urteil der bewußten Kreise nicht auf.

Der Leiter fände, glaube ich, ein genügend großes Publikum, das auf seinen Tendenzen einzugehen vermag: die zahlreichen Beamtenfamilien, nicht nur die deutschen, und wohl auch die Studenten. Aber die letzteren können sich bei so hohen Preisen den Luxus eines Theaterbesuchs überhaupt nicht leisten, und die Beamten, Mittelschulprofessoren, Lehrer usw. würden vielleicht noch die Galeriepreise bezahlen können und gerne bezahlen, aber die Galerie können sie hier aus Standesrücksichten nicht bevölkern. Die kleine Ermäßigung, die die öffentlichen Angestellten bei Stammsitzabonnement genießen, kommt hierbei kaum in Betracht, da nur die wenigsten die Lust und die Möglichkeit haben, alle von der Truppe gegebenen

Vorstellungen anzusehen und nur in diesem Fall das Stammsitzabonnement sich wirklich auszahlt.

Hg.

Deutsche Volksbildungsvorträge in Czernowitz. Im Herbst 1919 regte der Verein der Deutschen in der Bukowina Volksbildungsvorträge an. Die deutschen Universitätsprofessoren in Czernowitz erklärten sich sofort bereit, nicht bloß als Vortragende, sondern auch im Ausschusse mitzuwirken, der die Vorbereitung und Durchführung übernommen hatte. Als Vortragende wurden 10 Herren gewonnen, und zwar 7 Professoren und Lehrkräfte der Universität und 3 Mittelschullehrer. Bemerkenswert ist, daß auch 2 rumänische Professoren der Universität vortrugen. So kamen 21 Sonntagsvorträge und 6 Wochenkurse in zusammen 40 Vortragstunden zustande. Die Vorträge umfaßten Philosophie, Philologie, Naturgeschichte, Medizin und Geschichte. Sie wurden hauptsächlich im Sitzungssaale des Rathauses gehalten. Der Erfolg dieser ersten Vortragsreihe war befriedigend. Die Zahl der Hörer aller Sonntagsvorträge war 2977, die der Wochenkurse 304. Die Hörerschaft setzte sich aus allen Volksstämmen zusammen, ein schönes Zeugnis für den allgemeinen Wissens- und Bildungsdrang, dem der Vortragsausschuß nicht bloß durch eine reichhaltige Vortragsfolge, sondern auch durch das geringe Eintrittsgeld von einer Krone entgegenkam.

Der gute Erfolg ermutigte den Vortragsausschuß, vom 18. April bis 13. Juni eine 2. Reihe allgemein zugänglicher Volksbildungsvorträge folgen zu lassen. In 24 Sonntagsvorträgen trugen 18 Herren vor. Indem es gelang, mehrere auf Einzelgebieten der Wissenschaft und des öffentlichen Lebens hervorragende Herren neu heranzuziehen, konnte das Stoffgebiet auch auf Kulturgeschichte, Malerei, Musik, Astronomie und Landwirtschaft ausgedehnt werden. Diese Vorträge wurden von 1777 Hörern besucht. Als Beweis für das Streben der breiten Volksschichten in Czernowitz, Teil zu haben an den Ergebnissen der Wissenschaft und über das Alltagsleben empor einen freieren und tieferen Blick in das Leben zu gewinnen, darf noch erwähnt werden, daß die gleichzeitig abgehaltenen rumänischen volkstümlichen Universitätskurse ebenfalls gut besucht waren.

Gegenwärtig hat der Vortragsauschuß bereits die 3. Reihe der deutschen Volksbildungsvorträge zusammengestellt. Es werden vom 31. Oktober bis 19. Dezember von 14 Vortragenden 16 Vorträge gehalten

werden. Der gewesene Minister und jetzige Rektor der Universitätsprofessor Nistor hat seine Mitwirkung zugesagt und einen Hörsaal der Universität zur Verfügung gestellt.

Schachprobleme

Geleitet von Dr. Alfred Roth

Lösung des Problems 19 von Dr. Alfred Roth in Hermannstadt

1. Dh3—h8, worauf Schwarz beliebig antworten kann und als 2. Zug trotzdem immer derselbe gemacht werden muß, nämlich Dh8—d8! (teils ohne, teils mit Schachbieten). Vor dem Mattgesetztwerden kann der schwarze König auf eines der folgenden 8 Felder gelangt sein: b5, e5, e2, e3, f1, e4, e6, e6 und die dazu gehörigen Mattzüge sind, abgekürzt bezeichnet, folgende (wobei man nicht vergesse, daß die Dame nun immer auf d8 zu rechnen ist): Sd6, Dd6, Dd1, Dd2, Dg5, Le2, Sd6, Dd6.

Die Idee besteht also darin, daß Weiß den schwarzen König in beliebiger Richtung sich bewegen läßt und doch immer den gleichen 2. Zug, nämlich Dh8—d8 spielen kann — und muß; die Beherrschung der d-Vertikale erweist sich als das Notwendigste, als die unerläßliche Bedingung für den Sieg. Von den 8 angegebenen Mattstellungen sind 7 „sparsam“ (d. h. mit Beteiligung der drei vorhandenen Figuren: Dame, Läufer und Springer, oft auch des Königs gebildet); 2 von diesen 7 sind zugleich rein, nämlich von den angeführten die beiden ersten (die zweite freilich nur, wenn der f-Bauer nicht zieht).

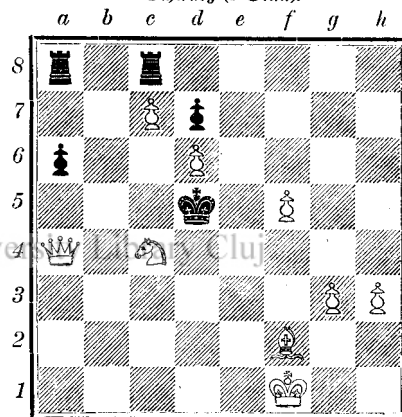
Richtige Lösungen haben wir erhalten von: Andreas Frank, Prediger i. R. in Baajen; Friedr. Frank, Pfarrvikar in Broos; Hellmut Goritz, Gymn. = Quint.; Edmund Holly, Beamter; Rudolf Krauß, Kaufmann; Hans Mayer, stud. techn.; Dr. Carl Müller, Saftelrichter; Valerius Onişiu, Eisenbahn-oberinspektor; Albert Schwarz, Kaufmann; alle in Hermannstadt; Andreas Scheiner,

Pfarrer in Mergeln; Ludwig Ramill in Schäßburg; Martin Gohn, Uhrmacher in Zeiden.

Problem 21.

Von Valerius Onişiu in Hermannstadt.

Schwarz (5 Stück).



Weiß (9 Stück).

Weiß zieht und setzt mit dem 3. Zuge matt.

Dieses schöne Werk von vornehmem Gedankengehalt und glänzender Technik wird die Wertschätzung festigen, die sich unser einheimischer Meister schon durch seine bisherigen hier veröffentlichten Probleme bei unseren Lesern erworben hat.

Originalkompositionen und Lösungen mit Angabe sämtlicher Varianten sind richtig frankiert (nicht ohne die neuesten vorgeschriebenen „Unterstützungsmarken“) an Dr. Alfred Roth, Hermannstadt, Honterusgasse 9, einzusenden.